

ZEITSCHRIFT
FÜR DIE GESCHICHTE
UND ALTERTUMSKUNDE
ERMLANDS

BEITRÄGE ZUR KIRCHEN- UND KULTURGESCHICHTE
DES PREUSSENLANDES

BAND 59
2015

 **Aschendorff**
Verlag

Buchbesprechungen

Mittelalterliche Architektur in Polen. Romanische und gotische Baukunst zwischen Oder und Weichsel. Hrsg. von Christofer Herrmann und Dethard von Winterfeld. Petersberg: Michael Imhof Verlag 2015. 2 Bände. Band 1: 544 Seiten, 1017 Farbabb. Band 2: 592 Seiten, 874 Farbabb. ISBN: 978-3-7319-0087-0.

In der internationalen Kunsthistoriographie stellen die vorliegenden beiden Bände die erste ganzheitliche Erfassung der mittelalterlichen Architektur in Polen dar, die in einer Kongresssprache veröffentlicht wurde. Die Autoren sind deutsche und polnische Forscher, die in ihrem Wirken seit Jahren im Rahmen des „Arbeitskreises deutscher und polnischer Kunsthistoriker und Denkmalpfleger“ miteinander verbunden sind, darunter Professoren der Universitäten Mainz, Bonn, Posen und Danzig. Als Inspiration und wichtige Grundlage dieses internationalen Projekts diente die 1995 vom Institut für Kunstwissenschaften der Polnischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene vierbändige Publikation „Architektura gotycka w Polsce“. Die Darstellung, der eine redaktionelle „Einführung“ und ein kurzer, aber viele Fragen berührender Abriss der Geschichte Polens im Mittelalter aus der Feder von Udo Arnold vorausgeht, umfasst Werke der kirchlichen und weltlichen Architektur aus Mauerwerk und Holz – dem Titel entsprechend – von der Einführung des Christentums (zugleich dem förmlichen Beginn des polnischen Staates im Jahre 966) bis zum Beginn der Reformation (zweites Viertel des 16. Jahrhunderts).

Während die Bestimmung des zeitlichen Rahmens keine größeren Probleme bereitete, stieß die Lösung der Frage nach der geographischen Reichweite auf schwer überwindbare Schwierigkeiten. Diese resultieren aus den Unterschieden in Bezug auf die Grenzen der heutigen und der mittelalterlichen Staaten, deren Existenz und Territorium sich während des ganzen Berichtszeitraums verändert hat, wofür die bewegte Geschichte des Deutschordensstaates in Preußen (nach 1228 – 1309/1310 – 1466 – 1525) wohl das deutlichste Beispiel liefert. Der Untertitel des Buches „zwischen Oder und Weichsel“ definiert den Interessenbereich der Autoren nicht vollständig. Es muss bemerkt werden, dass die Oder, die heute die Westgrenze des polnischen Staates bildet, im Mittelalter nur in ihrem mittleren Lauf für kurze Zeit als politische Grenzlinie fungierte. Und die Bezeichnung „Weichsel“ passt nicht für die Reichweite der polnischen Ostgrenze, weder heute noch im Berichtszeitraum. Im Buch ist Darstellung der Ostgrenze Polens deutlich ins Wanken geraten. Denn im Norden wurde das gesamte Territorium des Ordensstaates in Preußen berücksichtigt (bis zur Mündung der Memel), während im Süden die Ostgebiete (mit Lemberg an der Spitze) übergangen wurden, die doch schon seit der Zeit der Herrschaft Kasimirs des Großen (gest. 1370) zum Königreich Polen gehörten. Die Herausgeber des Buches haben diesen weiten und kulturell überaus differenzierten Raum Ostmitteleuropas in historische Regionen und „Architekturlandschaften“ eingeteilt (Großpolen und Kujawien, Kleinpolen, Masowien, Schlesien, Hinterpommern und Neumark, Deutschordensland Preußen). In einem so

abgesteckten Rahmen werden regionale Synthesen der Architekturgeschichte skizziert, wobei vor allem funktionelle (Sakralbauwerke, weltliche Bauten, Wehrbauten, städtische Bauwerke u. dgl.), stilistische und typologische sowie die Materialien, die Techniken und die Organisation der Bauunternehmungen betreffende Kriterien zur Anwendung kamen. Von dem chronologisch-geographischen Prinzip der Anordnung und Präsentation des Gebäudematerials wurden einige Ausnahmen gemacht. So wird die Geschichte der vorromanischen und romanischen Architektur (10.-12. Jahrhundert) wegen der geringen Zahl bekannter Objekte als Einheit (ohne innere territoriale Gliederung) und problemorientiert dargestellt. In der fast vollständigen Zusammenstellung der frühesten Werke fehlt die nicht vollendete Basilika in Kaldus im Kulmerland (zweites Viertel des 11. Jahrhunderts¹), deren Grundriss dem der ersten Kathedralen in Gnesen und Posen ähnelte. Die vor 30 Jahren entdeckten Überreste des Bauwerkes in Kaldus wurden auch im Kapitel „Deutschordensland Preußen“ bei der Besprechung sowohl der sozio-politischen (insbesondere die Christianisierung betreffenden) als auch der mit den Anfängen gemauerter Architektur in dieser Region verbundenen Prozesse und Ereignisse übergegangen. Gesonderte Kapitel betreffen jeweils die Architektur der Zisterzienserabteien (in geographischer Ordnung – Schlesien, Kleinpolen, Pommern, Pommernellen und Kujawien, Großpolen) und der Bettelorden (in chronologischer Ordnung, mit Besprechung ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Städte sowie der charakteristischen Eigenschaften, sowohl der regionalen als auch der mit den Regeln der einzelnen Orden – Dominikaner und Franziskaner, aber auch Karmeliter, Augustiner-Eremiten und Bernhardiner – verbundenen Architekturmerkmale). Getrennt behandelt wurde auch die Holzarchitektur, die problemorientiert besprochen wird. Ob die Unterscheidung der Architektur der Bettelorden und insbesondere der genetisch und stilistisch uneinheitlichen Zisterzienserabteien als getrennte Themen im Panorama der mittelalterlichen Architektur auf dem Gebiet des heutigen Polen begründet ist, darüber könnte diskutiert werden.

In den Kapiteln, die einzelnen historischen Regionen gewidmet sind, werden ähnliche vereinheitlichte Darlegungsschemata angewandt. Jedes Kapitel beginnt mit einer historischen Einführung. Danach wird eine allgemeine Charakteristik der einzelnen Entwicklungsphasen der Architektur präsentiert, und zwar in nach dem Nutzen und der Funktion der Bauten und ihrer territorialen Verteilung sowie im Rahmen ausgewählter Problemfragen unterschiedenen Gruppen. Diese Betrachtungen werden durch „Mikromonographien“ der wichtigsten und repräsentativsten Bauwerke ergänzt. In lokalen Gruppen werden auch die Dorfkirchen besprochen. Für drei Regionen wird der bisherige Stand der Forschungen charakterisiert (Großpolen; Hinterpommern und Neumark; Deutschordensland Preußen). Hinzugefügt werden muss, dass die Autoren dieser Texte (der Reihe nach: Jacek Kowalski, Jarosław Jarzewicz und Christofer Herrmann) heute zu den wichtigsten Spezialisten gehören, die sich mit der Architektur in den genannten

¹ ZYGMUNT ŚWIECHOWSKI, *Katalog architektury romańskiej w Polsce* [Katalog der romanischen Architektur in Polen]. Warszawa 2009, S. 144 f.

Gebieten beschäftigen. Alle Texte sind mit gründlichen Fußnoten versehen. In einer Kurzrezension einer so umfassenden Publikation kann nicht auf alle Detailfragen eingegangen werden (z.B. auf das „Phänomen“ der Arkadenfriese in den Dominikanerbauten und den Ordensburgen, S. 208 f.), aber allen Schlussfolgerungen allgemeinerer Natur kann dennoch nicht zugestimmt werden. Zum Beispiel, ob die Beauftragung weiterer Bauhöfen beim Bau der Kathedralen in Kulm und in Königsberg tatsächlich zur Revision der ursprünglichen Baupläne geführt hat (S. 926 ff.). Aber vielleicht waren es ja die Auftraggeber, die über eine Veränderung ihrer ursprünglichen Konzeption entschieden haben, und nicht die Ausführenden?

Zum Schluss wird, nach einem kurzen „Resümee“ aus der Feder von Dethard von Winterfeld und Christofer Herrmann, der schon früher in polnischer Sprache veröffentlichte Text „Zwischen polnischer Architektur und Architektur in Polen“ von Andrzej Tomaszewski (gest. 2010), eines der Initiatoren der Entstehung des hier besprochenen Buches, in Erinnerung gebracht.

Bei der Präsentation der Phänomene, Werke und Probleme, welche die einzelnen Texte ergänzt, spielen zahlreiche Karten sowie Zeichnungen und Fotos von Bauwerken eine wichtige Rolle. Schade nur, dass es nicht gelang, alle Grundrisse der Objekte gemäß der angenommenen Regel einer farbigen Schichtung der Phasen ihrer Errichtung zu vereinheitlichen. Die etwa 1500 von Christofer Hermann aufgenommenen Farbfotos zeichnen sich durch eine treffende Wahl der Fassungen und Bildausschnitte aus. Die Notwendigkeit, ein Superweitwinkelobjektiv zu verwenden, bewirkte allerdings, dass auf relativ vielen Fotos die Proportionen der Bauwerke dann deformiert wiedergegeben sind. In dem ausführlichen, fast erschöpfenden Verzeichnis der einschlägigen Literatur wurden u.a. wichtige neueste Publikationen übergangen, die der Bauskulptur gewidmet sind – der romanischen in Polen (Rafał Quirini-Popławski, 2006) sowie der gotischen in Breslau (Romuald Kaczmarek, 1999) und in Kleinpolen (Marek Walczak, 2006). Erleichtert wird die Benutzung der hier besprochenen monumentalen Arbeit zur Geschichte der mittelalterlichen Architektur in den Gebieten des heutigen Polen und des gesamten Ordensstaates in Preußen durch eine Ortsnamenskondanz und ein Ortsregister, obwohl darin nicht alle Dörfer erfasst sind (übergangen wurden z.B. Grzywno [Griffen / Grzywna] und Neukirch / Nowa Cerkiew, die auf S. 966 bzw. S. 1008 erwähnt werden, nur in der deutschen Schreibweise als „Grzywno“ und in fehlerhafter polnischer Schreibweise „Nowa Cierkiew“).

Das Buch wird sicher das Interesse der Kenner des Mittelalters nicht nur in Deutschland und in Polen wecken. Allen Lesern bringt es allgemein wenig bekannte Werke der Architektur näher, die von den großen Zentren der mittelalterlichen Kunst weit entfernt sind. Wenn wir uns mit Anerkennung und Bewunderung über das Ergebnis der Arbeit der Herausgeber, der Autoren und des Michael-Imhof-Verlages äußern, dann muss auch unterstrichen werden, dass diese Publikation – die dank der Unterstützung durch einen Kreis namhafter Sponsoren herausgegeben werden konnte – ein bleibendes Zeugnis der Zusammenarbeit deutscher und polnischer Kunsthistoriker darstellt, die sich seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts harmonisch vertieft hat. Das Werk wird sicher

für lange Jahre ein unersetzliches Lehrbuch und Kompendium des Wissens über die mittelalterliche Architektur in den Gebieten zwischen Oder und Memel bleiben.

Warszawa/Warschau

Tadeusz Jurkowlaniec

Aus dem Polnischen übersetzt von Herbert Ulrich (Lublin).

Das ›Pruzenland‹ als geteilte Erinnerungsregion. Konstruktion und Repräsentation eines europäischen Geschichtsraums in Deutschland, Polen, Litauen und Russland seit 1900. Hrsg. von Stephanie Zloch und Izabela Lewandowska. Göttingen: V&R unipress 2014, 400 S., 30 Abb. (Studien des Georg-Eckert-Instituts zur internationalen Bildungsmedienforschung, 135). ISBN 978-3-8471-0266-3.

Es gibt Bücher, bei denen der Leser ratlos zurückbleibt, nachdem er sich zuvor manchmal verwundert die Augen gerieben, manchmal zustimmend genickt, manchmal deutlich irritiert ein entschiedenes „Nein!“ an den Rand geschrieben hat. Dazu gehört der vorliegende Band, der immerhin am renommierten Eckert-Institut für Schulbuchforschung entstand und beansprucht, einen europäischen Geschichtsraum, den das historische Preußenland ohne Zweifel darstellt, in seiner populären Rezeption vor allem in europäischen Schulbüchern neu zu vermessen.

Die Irritation beginnt bereits beim Titel: Das „Pruzenland“ ist keine definierbare Kategorie, die Herausgeberinnen sprechen von einem „sprachlich unkonventionellen, verfremdenden Ansatz“, der „dadurch eine möglichst große Distanz zu nationalen Konnotationen signalisieren soll“ (S. 8). Der klassische Weg sähe anders aus, etwa die Wahl des lateinischen Begriffs (Borussia, Prussia), unter dem die Region tausend Jahre firmierte und der ebenfalls nicht national zu vereinnahmen ist. Mit „Pruzenland“ übernehmen die Herausgeberinnen aber eine ganze Reihe von Problemen, die nirgendwo in der Studie ernsthaft diskutiert werden: Erstens ist nicht die gesamte Region historisch „Pruzenland“. Etwa Thorn und das Kulmer Land, aber auch Danzig und Pommerellen zählten niemals hierzu. Der Umgang der einzelnen Autoren in dem Band mit diesen Teilregionen (immerhin zwei von den vier historischen großen Städten in der Region) ist völlig willkürlich. Ab und an wird Thorn berücksichtigt (etwa bei der Kopernikus-Problematik), in der Regel aber ausgespart, ähnliches gilt für Marienburg, und Danzig – immerhin das kulturelle Zentrum der Region! – scheint nur selten auf. Als Problem wird diese willkürliche Behandlung jedoch nirgendwo thematisiert – stark untertreibend müsste man formulieren, dass der der Studie zugrundeliegende Regionsbegriff geographisch unzureichend bestimmt ist.

Zweitens führt die Entscheidung für eine generelle Verwendung von „Pruzenland“ zu Ergebnissen, die komische Effekte auslösen. So sollen deutsche Schulbücher nach dem Zweiten Weltkrieg von einem „Verlust des ‚Pruzenlandes‘“ geprägt sein – dahinter verbirgt sich natürlich das teilweise als verlorene Sehnsuchtslandschaft konstruierte „Ostpreußen“ mit seinen Topoi, für den weniger eingeführten Leser ist das aber nicht erkennbar. Nirgendwo in dem Band wird konzise in die polnische Begrifflichkeit „Ermland und Masuren“ eingeführt – letztendlich verhindert das immer wiederkehrende „Pruzenland“ wichtige ter-

minologische und konzeptionelle Diskussionen über den jeweiligen Zuschnitt der Region.

Leider wird die Malaise auch mit Blick auf die inhaltliche Struktur und sprachliche Form nicht behoben. Der Sammelband, zu dem insgesamt sechs Autoren beitrugen, der jedoch im Kern von den beiden Herausgeberinnen verfasst wurde, ist in fünf große Teile gegliedert. Teil I (S. 7-37) enthält eine Einleitung, die methodisch in das Anliegen des Bandes einführt. „Die international vergleichende Analyse von deutschen, polnischen, litauischen und russischen Schulbuchdarstellungen zum ‚Pruzenland‘ untersucht für den Zeitraum vom 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart, wie eine multiethnisch geprägte, in der staatlichen Zuordnung wechselhafte und historisch daher besonders dynamische europäische Region über unterschiedliche Narrative konstruiert und repräsentiert worden ist“ (S. 29). Ich habe diesen ganzen Satz bewusst zitiert, man muss ihn zwei- oder dreimal lesen, um zu verstehen, was die Herausgeberinnen wollen; leider ist das symptomatisch für erhebliche Teile des Textes.

Teil II (S. 39-65) bietet einen eher schematischen Abriss der Bildungssysteme des 20. und frühen 21. Jahrhunderts in Polen, Deutschland, Russland und Litauen, der infolge des begrenzten Platzes und der vielfachen Zäsuren notwendigerweise verkürzt ist. Gefragt werden könnte, ob dieser Teil nicht entbehrlich ist und durch Verweise hätte ersetzt werden können.

Dem Zentrum der Darstellung nähert sich Teil III (S. 67-114) an, in dem es um die kognitiven Karten (mental maps) des Preußenlandes in der Geschichts- und Schulbuchkultur der betroffenen Staaten geht. Nachgezeichnet werden dort die sich wandelnden Darstellungen der Region in den Schulbüchern, allerdings fehlen weitgehend die Akteure, die diese Veränderungen herbeigeführt haben. So wird etwa die seit 1972 tätige Gemeinsame Deutsch-Polnische Schulbuchkommission, die in mehreren Tagungen (u.a. in Olsztyn und Zamość mit Tagungsbänden) auch explizit den Deutschen Orden und das Preußenland behandelte, nirgendwo erwähnt. Stattdessen heißt es über die deutschen Schulbücher: „In den 1970er Jahren kam es dann zu einer stärkeren Berücksichtigung polnischer historischer Deutungen“ (S. 74) – wie dieses „es“ zustande kam, warum dieser Prozess konfliktrichtig war und wo die Grenzen dieser Aufnahme polnischer Positionen lagen, bleibt unklar.

Das Hauptgewicht der Darstellung liegt auf Teil IV (S. 115-309), in dem sieben, aus der Sicht der Herausgeberinnen zentrale „Topoi“ der Region in einer quantitativen Schulbuchanalyse behandelt werden, nämlich 1) Pruzzen, 2) Grunwald/Tannenberg/Žalgiris, 3) Migration, 4) Konfessionen, 5) Persönlichkeiten, 6) Wirtschaft und Gesellschaft und 7) Landschaft. Bereits diese Aufzählung macht deutlich, dass es sich hierbei um kategorial sehr unterschiedliche Begriffe handelt. Die ersten beiden umfassen konkrete historische Formationen bzw. Ereignisse, dann folgen historische Grundprozesse während der Begriff „Persönlichkeiten“ unklar bleibt, besser könnte man wohl von dem jeweiligen nationalen Akteurskanon sprechen. Die Gründe, warum diese und keine anderen Zugriffe gewählt wurden, werden nicht diskutiert, sondern nur nachträglich resümierend zusammengefasst (V. Schlussbetrachtung, S. 311-329). Dabei ist die Auswahl problematisch. Gegenüber dem vereinzelt Ereignis 1410 hätte es etwa erheblich näher

gelegen, die Darstellung des Deutschen Ordens in den Schulbüchern insgesamt in den Blick zu nehmen. Hätten es nicht auch Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg und Widerstand verdient, hier behandelt zu werden?

Die Behandlung dieser verschiedenen Knotenpunkte der Geschichte wird je nach Autor sehr unterschiedlich ausgefüllt. Zu „Konfessionen“ (S. 204-229) findet sich von Grzegorz Jasiński ein sehr solider und inhaltlich stimmiger Abriss der Konfessionsproblematik, der auch – als einziger der Beiträge – auf die spezifische konfessionelle Struktur des Ermlandes näher eingeht (S. 221-223). Jasiński kommt zu dem Fazit, dass in polnischen Schulbüchern das Ermland „in sprachlicher Hinsicht stets als polnisches Land wahrgenommen“ werde (S. 221).

Sehr anregend und weiterführend sind auch die Schulbuchanalysen zu Migration und ostpreußischer Landschaft von Stephanie Zloch. Dagegen berücksichtigt der Beitrag zu „Persönlichkeiten“ (S. 241-256, Izabela Lewandowska) ausschließlich polnische Publikationen und hat auch keinen Fokus auf Schulbüchern. Er ist darüber hinaus terminologisch und inhaltlich grob fehlerhaft. Otto III. war kein „deutscher Kaiser“ (S. 242), Jan Žižka kämpfte 1410 nicht „auf der Seite des Deutschen Ordens“ (S. 242) sondern auf polnisch-litauischer Seite, Hieronymus Roth war kein preußischer Adliger (gegen S. 243) usw. Passagenweise ist der Abschnitt unverständlich: Was ist mit „Jan Ignacy Paderewski, der während des Plebiszits 1920 für Polen optierte“ (S. 245) gemeint? Welcher der vier preußischen Könige verbirgt sich hinter „Friedrich Wilhelm“ (S. 246)? Ein fehlendes Register schränkt die Benutzbarkeit des Bandes weiter ein.

Auch ansonsten ist der Band formal schlampig gestaltet, noch ein Beispiel: Großkapitel III beginnt über eine halbe Seite mit der Beschreibung der Einbandgestaltung eines 2012 erschienenen polnischen „Geschichtsbuchs“, das angeblich „Erbe des Pruzzenlandes“ heißen soll (S. 67). Allerdings findet sich in der Anmerkung kein Verweis auf dieses Buch; auch eine Internetsuche ergibt nichts, erst eine langwierige Suche in dem vielfach aufgeteilten bibliographischen Verzeichnis kann schließlich klären, dass es sich dabei wohl um den 2011/12 von Izabela Lewandowska herausgegebenen Band „Dziedzictwo Ziemi Pruskiej. Dzieje i kultura Warmii i Mazur. Podręcznik dla Młodzieży“ handelt. Allerdings ist die Übersetzung von „ziemia pruskie“ mit „Pruzenland“ völlig willkürlich, richtig wäre „preußische Länder“ oder der Quellenbegriff „Lande Preußen“.

Insgesamt ist der Band trotz des sehr begrüßenswerten transnationalen Ansatzes infolge einer fragwürdigen Terminologie, zahlreicher inhaltlicher Fehler sowie einer willkürlichen Auswahl von behandelten Schwerpunkten leider nicht empfehlenswert.

Gießen

Hans-Jürgen Bömelburg

Andrzej Radziemiński, Die Kirche im Deutschordensstaat in Preußen (1243–1525). Organisation – Ausstattung – Rechtsprechung – Geistlichkeit – Gläubige. [Übers. ins Dt. von Liliana Lewandowska]. Toruń: Verlag der Nikolaus-Kopernikus-Universität 2014, 345 S., Ill., 1 Kt.-Beil. (Prussia Sacra, 4). ISBN 978-83-231-3262-2.

Nach Studien über die mittelalterlichen Domkapitel in Pomesanien und Samland und einem Band über die mittelalterlichen Bischofsresidenzen im Preußenland ist nunmehr ein weiteres Grundlagenwerk in der Reihe „Prussia Sacra“ erschienen, das einen verfassungsgeschichtlichen, synthetisch-zusammenfassenden Gesamtaufriß der mittelalterlichen Kirchenorganisation bietet. Vorbild der Reihe ist die „Germania Sacra“ mit ihrer hilfswissenschaftlichen Zielsetzung einer historisch-statistischen Beschreibung. Bis zum dritten Band (2007) wurde die „Prussia Sacra“ gemeinsam von der Nikolaus-Kopernikus-Universität Toruń (Thorn) und dem Max-Planck-Institut für Geschichte, Abteilung „Germania Sacra“, herausgegeben und von der Polnischen Historischen Mission in Göttingen unterstützt. Der vierte Band erscheint ebenfalls in Zusammenarbeit mit der Polnischen Historischen Mission, die seit 2009 an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg angesiedelt ist. Der Verfasser leitet am Institut für Geschichte und Archivkunde der Universität Thorn die Abteilung für die Geschichte der Ostseeländer. Sie ist 2013 aus der Vereinigung der von Radzimiński geleiteten Abteilung für Kirchengeschichte Polens und des Deutschordensstaates Preußen mit der Abteilung für die Geschichte der skandinavischen Länder entstanden.

Eine nachhaltige Mission des preußischen Gebietes erfolgte zunächst um 1200 durch die Zisterzienser: Der Zisterzienser Christian wurde nach langjähriger Missionsarbeit 1215/16 vom Papst zum ersten Missionsbischof für das Preußenland ernannt; der Herzog von Masowien schenkte ihm neben anderen Gebieten 1218 die Burg Kulm. Ab 1224 missionierte der päpstliche Legat Wilhelm von Modena; in derselben Zeit eroberte der Deutsche Orden das Land, der 1234 vom Papst das gesamte Gebiet verliehen bekam. Anläufe für eine kirchliche Teilung und eine feste Kirchenstruktur kamen schließlich 1243 zu einem gewissen Abschluss, als Wilhelm das Gebiet in vier Bistümer (Kulm, Pomesanien, Ermland, Samland) einteilte. Die Zisterzienser waren inzwischen verdrängt worden. 1251–53 wurde auch das Marienburger Werder in die Ordensherrschaft integriert. Im Laufe des 13. Jahrhunderts wurden die Domkapitel mit Ausnahme desjenigen von Ermland in den Orden inkorporiert, dem jeweils die Landesherrschaft über zwei Drittel der Diözesengebiete zukommen sollte. Jeweils rund ein Drittel der bischöflichen Herrschaft wurde den Domkapiteln zugeteilt, zwei Drittel den Bischöfen. 1255 wurde Riga der zuständige Metropolitansitz, was polnische Ansprüche ebenso abwehren sollte wie eine zu starke innerpreußische Stellung eines Erzbischofs zu Lasten der Ordensritter. Ermland, das flächenmäßig größte Bistum, das eine gewisse Unabhängigkeit vom Orden wahren konnte, hatte zunächst Ordensgeistliche als Bischöfe, später stellte der Deutsche Orden keine Bischöfe mehr; die übrigen Diözesen hatten anfangs Mendikanten als Bischöfe, dann meist Ordenspriester. 1309–1454 gehörte auch Pommerellen zum Ordensstaat, das wohl schon 1198 ein Archidiakonats des Bistums Leslau (Włocławek) war, von dem die Ritter es lösen wollten. Nur dort, nicht (zumindest nicht nach 1300) in den preußischen Diözesen, gab es eine Archidiakonats-, Dekanats- und Pfarreinteilung. Als bischöfliche Vertreter wirkten in den vier Bistümern dagegen Archipresbyter. Pfarrkirchen gab es im Kulmer und Löbauer Land unter der Herrschaft der Herzöge von Masowien bereits vor der Übernahme durch die Ritter. In allen übrigen Gebieten wurde ein

sukzessive immer dichteres Netz an Pfarrkirchen in den nächsten Jahrhunderten errichtet; in den Hochstiften hatten Bischof und Kapitel häufig das Patronatsrecht. Auf dem Gebiet des Ordens kam dieses mitunter den Rittern zu, die wohl nicht allzu viele Pfarrkirchen gestiftet haben, wohl aber deren Komture. Wichtige Verwaltungsorgane waren die Domkapitel; Ermland alleine hatte ein weltliches Kapitel, die übrigen bestanden aus Deutschordensrittern. Daneben gab es seit 1341/47 in Guttstadt auch ein Stiftskapitel. Mit dem Zweiten Thorner Frieden 1466 kam das Kulmer Land zur polnischen Kirche. Viel diskutiert wurde die Frage, inwieweit den vier Bischöfen wirklich Unabhängigkeit gegenüber dem Orden zugekommen ist. Die Inkorporationen der Domkapitel in drei Bistümern führten zu personellen Abhängigkeiten von der Ordensleitung, da sie der Disziplinargewalt des Hochmeisters unterlagen. Das ermländische Kapitel mit seinem von Beginn an in Präbenden aufgeteilten Vermögen war bei der Wahl neuer Mitglieder hingegen nicht auf Ordensmitglieder beschränkt.

Für Mission und Seelsorge stützte man sich von Anfang an auf die Bettelorden (Dominikaner, Franziskaner, Augustiner-Eremiten), die sich vor allem in den entstehenden Städten niederließen. Vier Frauenklöster hatten eine Lebensform, die zwischen den Zisterzienserinnen und Benediktinerinnen angesiedelt war (Kulm, zwei Mal in Thorn, Königsberg), mit Pommerellen kam noch das Zisterzienserinnenkloster Zarnowitz hinzu. Ein reich ausgestattetes Prämonstratenserinnenkloster befand sich in Zuckau. Mit Ausnahme von Danzig und Pommerellen gab es vergleichsweise wenige Klöster, wohl aber 25 Komtureiburgen der Ordensbrüder. Eine intensivere Synodaltätigkeit mit ihren topisch sich iterierenden Statuten lässt sich in Preußen im 15. Jahrhundert nachweisen. Was die Struktur und soziale Herkunft des Klerus angeht, so geht der Verfasser für den Deutschordensstaat von rund 500.000 Bewohnern, davon 2.400 Kleriker, aus. Die Bischöfe gehörten (außer in Ermland) mehrheitlich dem Orden an, ein Weihbischof ist erstmals in Kulm in den 1380er Jahren erwähnt. Von den ermländischen Bischöfen entstammte eine deutliche Mehrheit bürgerlichen Familien (der Adel war im Ordensstaat erst spät etabliert); ähnliches gilt auch für Pomesanien und Samland, nur in Kulm überwog der Adel. Im 15. Jahrhundert wurde die lokale Herkunft der Bischöfe üblich; einen Universitätsgrad dürfte nur eine Minderheit erworben haben, auch dies änderte sich aber zunehmend im 15. Jahrhundert. Die ermländischen Kanoniker entstammten fast ausschließlich bürgerlichen Patrizierfamilien, erst im 16. Jahrhundert führten vermehrt königliche Provisionen zu einem größer werdenden Adelsanteil. Viele für den Orden tätige Verwaltungsfachleute hatten in den Domkapiteln freilich schon in der Zeit vorher eine Präbende erhalten. Eine überwiegend lokale und bürgerliche Herkunft kann man auch bei den anderen Kapiteln annehmen. Die Präbenden wurden meist durch ein Zusammenspiel von Kapiteln und Hochmeister besetzt (in Ermland: Kapitel und Bischof; päpstliche Provisionen waren hier aber häufiger); auch andere Personen konnten mitunter Präsentationsrechte ausüben. In den Kapiteln selbst rotierten die Ämter jährlich (jährliche Neuwahlen). Bis 1525 lassen sich immerhin 3.707 Studenten aus Preußen an europäischen Universitäten nachweisen (aber relativ wenige Kanoniker, mit Ausnahme Ermlands, wo Studien schon 1384 vorgeschrieben waren!). Während der Welt-

klerus in der Regel aus Preußen stammte, ist dies für die Mendikanten natürlich anders, hier war eine polnische oder deutsche Herkunft recht häufig. Auch wenn der Orden die Wahl eines Bischofs unterstützte, konnten sich in der Folge zahlreiche Konflikte mit ihm ergeben. Der Orden besaß auf eine große Anzahl von Pfarrkirchen das Patronatsrecht, ein wichtiges Element seiner Herrschaftsausübung. – Die Religiosität der Laien kann im Untersuchungszeitraum nur sehr indirekt aus den Rechtsvorschriften der Synodalstatuten (mit ihrer beschränkten Aussagekraft) rekonstruiert werden. In Ermland scheinen im 13. Jahrhundert zwei Vertreter eines Dorfes stellvertretend die „Sonntagspflicht“ in ihren Pfarrkirchen abgeleistet zu haben.

Der vorliegende Band wurde im Allgemeinen zuverlässig aus dem Polnischen übersetzt; der Text ist zumindest im Allgemein flüssig zu lesen. Er bietet einen im Wesentlichen fundierten Gesamtüberblick über die Verfassungsgeschichte im Deutschordensstaat, auch wenn manche Details sicherlich nicht ganz auf dem Stand der mediävistischen Kirchengeschichtsschreibung sind, etwa die Interpretation der Synodalbeschlüsse. Mitunter ist die Fachterminologie im Deutschen nicht gut getroffen („Erzdiözesansynoden“, S. 147). Andere Stellen ergeben keinen rechten Sinn (S. 150, Z. 2-5) oder gebrauchen seltsame Wörter („Religionslebens“, S. 151, „Geistlichenstand“, S. 153, „Kirchenväter“, S. 179; statt „Erzbistum“ wäre besser: „Kirchenprovinz“, S. 219 f.; statt „Bischöfe“ wäre besser: „Bischofssitze“, S. 223). Mit der Reformation wurden doch kaum die Pfarreien aufgelöst (S. 67); eine „Liturgie der Firmung“ gab es unter Papst Gregor I. (S. 248) noch gar nicht; S. 266 sind die „Fastenzeiten“ falsch bestimmt. Anachronistisch ist es zu glauben, es habe jährliche Provinzialsynoden im Mittelalter gegeben, über die nur nichts überliefert sei (S. 147); ähnliches gilt für Visitationen (S. 187); von einer „Soutane“ als Priesterkleidung kann für das Jahr 1480 noch keine Rede sein (S. 171); statt „ausgebildet“ müsste es S. 202 besser „gebildet“ heißen. Unbefriedigend ist es, dass ein veraltetes Bild vom Spätmittelalter (Säkularisation, tiefe Krise, S. 273-275) noch vertreten wird. Trotz dieser kleineren Ausstellungen ist dem Verfasser aber eine insgesamt ebenso nützliche wie solide Synthese gelungen, auf deren Grundlage weitere Forschungen nun aufbauen können.

Regensburg

Klaus Unterburger

Andrzej Kopiczko, Dzieje kościoła i parafii w Purdzie Wielkiej [Geschichte der Kirche und Pfarrei Groß Purden]. Olsztyn: Instytut Historii i Stosunków Międzynarodowych UWM 2014, 224 S., Tab., Abb. ISBN 978-83-938820-1.

Die umfassende und detaillierte Geschichte der Kirche und Pfarrei Groß Purden im Ermland ist eine Geschichte des Kirchspiels, denn einbezogen sind in die Darstellung auch die zur Pfarrei gehörenden Dörfer rund um Groß Purden. Das Werk ist in zwei große Teile gegliedert, der erste behandelt die Geschichte bis zum Zweiten Weltkrieg und der zweite die Zeit nach dem Krieg. In der Einleitung ist zu lesen: „Groß Purden ist im Grenzgebiet von Ermland und Masowien ent-

standen. Eine solche Standortwahl hatte großen Einfluss auf die Geschichte und insbesondere auf die Bevölkerungsstruktur. [...] Das ermländische Domkapitel, dem das Kammeramt Allenstein unterstellt war, wählte mit großem Bedacht die Orte für den Bau von Kirchen aus. Ihm war daran gelegen, stabile Zentren zu schaffen, mit einigen Dörfern, mit guter wirtschaftlicher Absicherung. Das war der Sinn der Gründung von Kirchspielen in der Nähe von Allenstein. [...] Es sollten Zentren für die weitere Kolonisierung dieses Gebietes sein, aber auch für seine Christianisierung. Hier wohnten weiterhin die Prußen, vor allem in Groß Kleeberg, Wuttrienen und Groß Purden“ (S. 5). Die Lokationsurkunde für Groß Purden ist relativ spät ausgestellt worden, am 21. Januar 1384. Erst im 15. Jahrhundert entschied man sich für den Bau einer Kirche. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts strömten Siedler aus dem benachbarten Masowien ein, was dazu führte, dass in dem Ort dann nur noch die polnische Sprache verwendet wurde, und dies bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt auf dem ersten Teil, „um weiteren Forschern den Zugang zu Informationen über frühere Jahrhunderte zu erleichtern“ (S. 7), denn es handelt sich bei den ausgewerteten archivalischen Quellen häufig um handschriftliche und für den polnischen Leser fremdsprachige Quellen. Als besondere Schwierigkeit stellt Kopiczko die unterschiedliche Schreibweise der Namen in den einzelnen Dokumenten heraus. Für seine Abhandlung hat er sich entschieden, eine Vereinheitlichung vorzunehmen und sämtliche Vornamen in polnischer Version aufzunehmen, wofür er als wichtigste Begründung, bezogen auf die Pfarrei Groß Purden, anführt, dass „wir es dort mit einer Bevölkerung zu tun haben, die sich während der ganzen Zeit der polnischen Sprache bediente. Zwar haben sich während der Germanisierung in der Nazizeit die preußischen Behörden bemüht, die Menschen zu zwingen, die deutsche Sprache zu verwenden [...], was aber auf großen Widerstand stieß“ (S. 8). Bei den Nachnamen sind ggf. unterschiedliche Versionen aufgeführt (so in den Biogrammen der Pfarrer, S. 208-219). Im ersten Teil der Abhandlung wird zunächst eine chronologische Faktendarstellung vorgenommen und erst ab dem 19. Jahrhundert eine Gliederung nach Problembereichen und Einzelfragen eingeführt.

Die Anfänge der Kirche sind nicht dokumentiert. Genauere Daten stammen erst aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Daraus geht hervor, dass Bischof Martin Kromer die bereits modernisierte Kirche am 3. August 1581 konsekriert und sie unter das Patronat des hl. Erzengels Michael gestellt hat. Hinsichtlich dieses Datums gibt es Unstimmigkeiten, denn in einem Visitationsprotokoll vom 18.2.1582 wird als Konsekrationsdatum das Jahr 1580 genannt (S. 15). Genauere Visitationsprotokolle stammen erst aus den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts. Darin sind die Ausstattung der Kirche und die Besitzverhältnisse und die Einkünfte des Pfarrers aufgeführt, ferner Informationen über die Schule und die Lehrer sowie die pastorale Situation in der Gemeinde enthalten. 1772 fiel das Ermland infolge der Teilung Polens an Preußen. Dadurch „änderte sich nicht viel im Leben der Bevölkerung, außer dass die polnischsprachigen Gläubigen fortan einer immer stärkeren Germanisierung unterworfen wurden. Im Falle von Groß Purden traf dies auf entschiedenen Widerstand“ (S. 26).

Für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts sind in mehreren Tabellen zahlreiche statistische Angaben über das Kirchspiel enthalten. Die Aufstellung der zum Kirchspiel gehörenden Orte enthält die polnischen und deutschen Ortsnamen. Aufgeführt sind dabei auch Orte, die nicht eigentlich zum Kirchspiel gehörten, aber, im Diasporagebiet gelegen, von der Pfarrei Groß Purden seelsorglich betreut wurden (S. 44 ff.) Die Gottesdienstsprache war bis 1880 außer Latein das Polnische. Später gab es einmal monatlich während einer Messe auch eine deutsche Predigt. An den Patronatsfesten wurde deutsch und polnisch gepredigt. Nach der Machtübernahme durch Hitler kam es zu Erschwernissen und Einschränkungen in der Seelsorge, die zunächst vor allem die polnischsprachige Bevölkerung trafen. Die Pfarrer im südlichen Ermland wurden gezwungen, die Anzahl der polnischen Gottesdienste zu reduzieren. Widerstand gegen die Nationalsozialisten leistete der damalige Pfarrer von Groß Purden Andreas Czezka. Er hielt trotz aller Anfeindungen von Seiten der örtlichen NSDAP auch weiterhin polnische Predigten. Die meisten hiesigen Bewohner fühlten sich als Polen, und auf dieser Grundlage würde er auch weiterhin polnische Gottesdienste halten (S. 78). Noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war die Bevölkerung in Groß Purden hinsichtlich Konfession und Sprache ziemlich einheitlich. Es lebten dort fast ausschließlich Katholiken, die sich im häuslichen Bereich und in der Kirche der polnischen Sprache bedienten. Es sei daher nicht verwunderlich, dass die Deutschen vor 1939 Groß Purden „Klein Warschau“ nannten (S. 88).

Ein eigener Abschnitt ist der „Verteidigung der polnischen Sprache“ gewidmet. Dabei geht es insbesondere um den polnischen Religionsunterricht in den Schulen. „Das war eine sehr komplexe Angelegenheit. Einerseits bemühten sich die Einwohner von Groß Purden und der umliegenden Dörfer [...] um die Bewahrung der polnischen Sprache. Andererseits war der preußischen Regierung, aber auch der lokalen Verwaltung daran gelegen, die deutsche Sprache einzuführen“ (S. 103). Aufgrund der Bemühungen des Bundes der Polen in Deutschland wurde in Groß Purden 1930 eine polnische Schule gegründet, die allerdings nur von wenigen Schülern besucht wurde. Im Jahre 1935 waren es 13 Schüler, während die deutsche Schule 120 Kinder besuchten. 1931 entstand auch noch ein polnischer Kindergarten, den zehn Kinder besuchten. 1939 wurde der letzte Lehrer der polnischen Schule, Tadeusz Pezała, verhaftet. Er starb 1942 im Konzentrationslager Sachsenhausen.

Im zweiten Teil der Abhandlung mit der Darstellung der Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg geht der Autor zunächst noch auf die Situation bei Kriegsende ein, vor allem auf das Frontgeschehen und den Einmarsch der Roten Armee, ferner den Zuzug der Neusiedler, der zu einer Veränderung der Bevölkerungsstruktur führte. Im Jahre 1951 machte die einheimische Bevölkerung noch 75 % aller Bewohner aus. Im Laufe der Zeit veränderte sich die Relation zugunsten der Neusiedler aus Zentralpolen, dem Wilnaer und dem Lemberger Gebiet, deren Anteil im Jahr 1973 bereits 40 % betrug. Nach der großen Ausreisewelle 1975–1980 nahm ihre Zahl drastisch ab, was auch Auswirkungen auf die Pfarrgemeinde hatte. Im Visitationsprotokoll von 1978 ist folgende Eintragung zu finden: „Purda ist eine nahezu neue Seelsorgestelle ohne Traditionen und ohne Bindung an die

Kirche“ (S. 140). Dementsprechend schwierig gestaltete sich die Seelsorge in der Nachkriegszeit. Kopiczko beruft sich dabei auf Angaben von Pfarrer Rećko aus dem Jahre 1978. Dieser war jedoch erst ab 1981 Pfarrer in Groß Purden.

Von den in der Nachkriegszeit tätigen Pfarrern zählten zwei zu den Ermländern: Andreas Czezka (1926–1955) und Theodor Suray (1957–1981). „Beide erfreuten sich großer Hochachtung“ (S. 141). 1951 gab es in der Pfarrei Bestrebungen, wieder deutschsprachige Gottesdienste einzuführen. Eine Gruppe von Pfarrangehörigen richtete ein entsprechendes Schreiben mit ausführlicher Begründung an den Kreisnationalrat. Eine Antwort gab es darauf nicht, Pfarrer Czezka wurde indes beschuldigt, Unterschriften für diese Petition gesammelt zu haben. Der Versetzung in eine andere Pfarrei mit überwiegend zugezogener Bevölkerung entging er, indem er um Versetzung in den Ruhestand bat. In den ersten Nachkriegsjahren sind noch die alten ermländischen Traditionen gepflegt worden, was aber schon Anfang der 50er Jahre nachließ. Nach wie vor beging man jedoch feierlich die Patronatsfeste mit Ablassgewinnung. Die Entwicklung des sakramentalen Lebens in der Nachkriegszeit – Taufen, Firmungen, Eheschließungen, Kommunionen, Begräbnisse – ist zahlenmäßig detailliert in mehreren Tabellen dargestellt (S. 150–156). Der Religionsunterricht wurde in den 50er Jahren aus den Schulen verbannt. Die Pfarrei bot daraufhin außerschulische Katechesen an – in Groß Purden in der Sakristei, in den umliegenden Dörfern in Privathäusern. Darüber musste unter Androhung von Strafen genau Bericht erstattet werden. Erst 1992 konnte der Religionsunterricht wieder in den Schulen erteilt werden.

Ein eigenes Kapitel ist dem kirchlichen Vermögen gewidmet (S. 165 ff.). Noch 1946 verfügte die Pfarrei über 102 ha Grundbesitz, der zum größten Teil verpachtet war. Im Eigentum der Pfarrei waren außerdem neben der Kirche auch noch mehrere Wohn- und Wirtschaftsgebäude. 1950 wurde der Grundbesitz enteignet und einem Staatsgut übertragen, wovon im Jahre 1996 ein Teil – 15 ha – der Gemeinde zurückgegeben wurde. Auch ein Teil der Gebäude ist enteignet worden. Die übrigen, einschließlich der Kirche, bedurften nach dem Kriege umfangreicher Renovierungsmaßnahmen.

In einem mit sehr vielen Bildern angereicherten Kapitel werden das derzeitige Kirchengebäude und seine barocke Ausstattung ausführlich beschrieben. Als besonders wertvoll gilt ein Bild der Muttergottes mit dem Jesuskind auf einem mit Bibelziten und Gebeten beschrifteten Hintergrund. Das Bild wurde im Jahre 1611 von Pfarrer Błażej Ruta gestiftet, dessen Porträt in einer Ecke des Bildes zu sehen ist.

In der Gemeinde Groß Purden wirkten über viele Jahrzehnte Katharinen-schwestern – in der Krankenpflege, in der Katechese, als Kindergartenleiterinnen, Organistinnen, Küsterinnen und auch im Pfarrhaushalt. Die ersten Schwestern zogen 1903 nach Groß Purden in „die erste ländliche Niederlassung der Katharinen-schwestern im Bistum Ermland“ (S. 192). Sie wurde 1981 aufgelöst. Im letzten Kapitel werden die Anfänge der Pfarrgemeinde Gillau geschildert. Der Ort gehörte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zu Groß Purden. 1897 wurde die Kirche „vorläufig eingeweiht“ – mit deutscher und polnischer Predigt im Gottesdienst. Die Konsekration durch Weihbischof Eduard Herrmann erfolgte im August 1903.

Im Anhang befindet sich die Lokationsurkunde für Groß Purden aus dem Jahre 1384 im lateinischen Original und in einer polnischen Übersetzung von Weihbischof Julian Wojtkowski. Den Abschluss bilden tabellarische Verzeichnisse aller Pfarrer und Kapläne von 1520–1993 und Biogramme der Pfarrer in alphabetischer Reihenfolge. Aufgrund von eingehender Quellenauswertung konnten einzelne Vorgänge sehr detailliert bis hin zur namentlichen Nennung von Personen geschildert werden. Bemerkenswert ist die sehr große Anzahl von Personen, nicht nur von Geistlichen, die im Laufe der Geschichte zu den Einwohnern von Groß Purden gehörten. Ein Personenverzeichnis wäre daher sehr nützlich gewesen, ebenso wie Verzeichnisse der in den Fußnoten genannten Quellen und Literatur. Hervorzuheben ist, dass Kopiczko in seiner umfassenden Geschichte der Pfarrei Groß Purden einen besonderen Schwerpunkt auf die Darstellung der Sprachfrage in der Gemeinde und das Zusammenleben von deutschsprachigen und polnischsprachigen Ermländern und später mit den Neusiedlern gelegt hat.

Paderborn

Ursula Fox

Kościół i duchowieństwo w średniowiecznej Polsce i na obszarach sąsiednich.

[Kirche und Geistlichkeit im mittelalterlichen Polen und in benachbarten Gebieten]. Hrsg. von Radosław Biskup und Andrzej Radzimiński. Toruń: Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika 2013, 267 S. (Ecclesia clerusque temporibus medii aevii, 3). ISBN 978-83-231-3015-4.

Der Band versammelt insgesamt neun Beiträge zumeist junger polnischer Mediävisten, die sich mit verschiedenen Aspekten der mittelalterlichen Kirche in Polen und den benachbarten Gebieten (Pommern, Schlesien, Deutschordensland Preußen) befassen. Die thematischen Schwerpunkte des Bandes spiegeln zugleich das Forschungsprofil der von 2000 bis 2013 bestehenden Abteilung für Kirchengeschichte am Institut für Geschichte und Archivkunde der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń wieder, mit der ein Großteil der Autoren der Beiträge verbunden ist.

Radosław Biskup untersucht im ersten Beitrag die Bischofswahlen in Samland im 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts (S. 9-27). Mit seiner Untersuchung schließt er eine empfindliche Lücke, da sich die bisherige Forschung über die Bischofswahlen in den preußischen Bistümern überwiegend auf das 13. und 14. Jahrhundert konzentrierte. Biskup arbeitet heraus, dass sich die Deutschordensführung nach dem Dreizehnjährigen Krieg zum entscheidenden Akteur bei der Wahl des samländischen Bischofs entwickelte und den Einfluss des Domkapitels auf die Bischofswahl stark zurückdrängte. Während bis 1470 der Propst als aussichtsreichster und oftmals einziger Kandidat auf den Bischofsstuhl galt, änderte sich dies in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts grundlegend. Dies war weitgehend auf den Verlust des größten Teils des Pfründenpools zurückzuführen, auf den der Deutsche Orden zugreifen konnte, um die eigenen Juristen und Diplo-

maten mit Kirchenämtern zu versorgen, so dass sich der samländische Bischofsstuhl zum wichtigsten und attraktivsten Kirchenamt im Machtbereich des Deutschen Ordens entwickelte.

Dem Zeremoniell der Amtsübernahme des Bischofs von Breslau im Spätmittelalter widmet sich der Beitrag von Ewa Wólkiewicz (S. 197-221). Die Autorin hebt die Bedeutung des bischöflichen Amtsantritts hervor und beschäftigt sich im Weiteren detailliert mit den formalen Anforderungen, die an den Elekten gestellt wurden, der herausragenden Rolle des Domkapitels und der Vertreter der Stadt Breslau bei der Organisation der Feierlichkeiten, der Wahl der Gäste sowie der Festlegung der Strecke durch die Stadt und schließlich mit dem Verlauf der Zeremonie in der Breslauer Domkirche.

Leszek Zygnier (S. 223-242) beleuchtet die Bischofstreffen in der Amtszeit des Erzbischofs Janusz Suchywilk von Gnesen (1374–1382). Im Fokus des Beitrags sind vor allem die Treffen der Bischöfe 1376 in Uniejów und 1378 in Kalisz. Zygnier geht der Frage nach, ob es sich in beiden Fällen um Provinzsynoden oder einfache Bischofsversammlungen handelt. In diesem Zusammenhang untersucht er die Quellenterminologie in den Chroniken von Jan von Czarnków und Jan Długosz. Abschließend stellt Zygnier fest, dass es sich im ersten Fall (1376 Uniejów) um eine Provinzsynode handeln muss, während das zweite Bischofstreffen (1378 Kalisz) offensichtlich eine Bischofsversammlung (*zjazd biskupów*) war und plädiert für eine tiefergehende begriffsgeschichtliche Untersuchung von Bischofstreffen im spätmittelalterlichen Polen, um die Funktionsweise der beiden Institutionen zu ergründen.

Wie kostspielig und langwierig die Bemühungen um eine Domherrenpfründe an der päpstlichen Kurie und am Pfründenort für Angehörige des mittleren Adels im 15. Jahrhundert sein konnten, zeigt Paweł Dembiński am Beispiel der Pfründenbemühungen der Brüder Bartłomiej und Marcin von Dąbrowa (S. 53-71). Dembiński beleuchtet dabei die Besitz- und Familienverhältnisse des Vaters Potencjan von Dąbrowa und zeigt, dass neben Verwandtschaft und Patronage nicht zuletzt auch die finanziellen Möglichkeiten und die Zielstrebigkeit der Kleriker über Erfolg oder Misserfolg entscheiden konnten. Der Autor setzt diverse Transaktionen (Landkauf, Tausch, Verpfändung) von Potencjan mit den Pfründenbemühungen seiner Söhne in Verbindung und zeigt, dass der Vater offenbar keinen Aufwand scheute, um seinen Söhnen die zur Erlangung der Pfründen notwendigen finanziellen Mittel beschaffen zu können. Abschließend unterstreicht Dembiński, welche Rolle Kirchenbenefizien nicht nur bei der Versorgung der Kleriker selbst sondern auch bei der materiellen Absicherung der Familie spielten und somit eine wichtige „Investition“ darstellten.

Die Ergebnisse der prosopographischen Untersuchung des Domkapitels von Kulmsee in Preußen präsentiert Radosław Krajniak in seinem Beitrag über die Präläten des Domkapitels bis 1466 (S. 73-117). Im ersten Teil liefert er eine tabellarische Zusammenstellung der Inhaber der fünf Prälaturen (Propst, Dekan, Kustos, Kantor und Scholaster) in chronologischer Reihenfolge. Im zweiten Teil führt er die Ergebnisse zusammen und untersucht die Gruppe (insgesamt 63 Präläten) hinsichtlich der genealogischen und sozialen Herkunft, der Universitätsausbildung

und der Tätigkeit außerhalb des Domkapitels. Dabei arbeitet Krajniak heraus, dass sich die Mehrzahl der Prälaten, deren Herkunft bekannt ist, aus der Diözese Kulm rekrutierte (14 von 34 Prälaten, wobei neun aus Thorn stammten). Der überwiegende Teil der Prälaten stammt aus bürgerlichen Familien. In lediglich 13 Fällen ist ein Universitätsstudium bezeugt, was den bisher angenommenen verhältnismäßig niedrigen Bildungsstand dieser Gruppe zu bestätigen scheint. Dass die Prälaturen in Kulmsee in den allermeisten Fällen nicht als Sprungbrett auf den Bischofsstuhl dienten, zeigt die Tatsache, dass aus der untersuchten Personengruppe nur ein Kleriker zum Bischof (Johann Marienau) aufstieg, während zwei Elekten (Martin von Linow und Lorenz Zankenczyn) sich nicht durchsetzen konnten.

Marta Czyżak untersucht die Tätigkeit der Vikare der Gnesener Domkirche als Pfarrer in Gnesen und im Gnesener Umland in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (S. 29-51). Sie weist darauf hin, dass von den 102 von ihr erfassten Vikaren 46 im Besitz einer Pfarrstelle waren. Exemplarisch stellt sie die Kirchenkarrieren von sieben Vikaren vor. Abschließend stellt sie fest, dass die in Gnesen und im Gnesener Umland befindlichen Pfarrbenefizien hauptsächlich zur materiellen Absicherung der Domvikare dienten, wobei die Vikarie das wichtigere Kirchenamt in der Gnesener Domkirche bildete und diese in der Regel auch den Lebensmittelpunkt der meisten Vikare bildete.

Rafał Simiński rekonstruiert in seinem Beitrag detailliert den Karriereverlauf des Oberpfarrers von Stralsund und Administrators des Bistums Cammin Konrad Bonow vor dem Hintergrund der spannungsreichen Beziehungen zwischen Pommern und dem Deutschen Orden in Preußen (S. 139-166). Er zeichnet Konrad Bonow als typischen Vertreter des spätmittelalterlichen Klerus. Auf der Grundlage detaillierter Quellenrecherchen – insbesondere der bislang nur teilweise ausgewerteten Deutschordensüberlieferung – beschreibt er die einzelnen Karrierestationen des Klerikers. Dabei arbeitet er die wesentlichen Faktoren heraus: adlige Herkunft, Universitätsbildung, Unterstützung seitens des Herzogs von Pommern-Wolgast sowie des Hochmeisters Heinrich von Plauen, gezielte Pfründenpolitik sowie die Spezialisierung zum Experten des Pommernherzogs in Deutschordensfragen.

Dem preußischen Stadtklerus widmet sich der Beitrag von Marcin Sumowski am Beispiel der Stadt Thorn (S. 167-196). Methodisch greift er auf einen von Dietrich Kurze für die Erforschung des niederen Klerus zusammengestellten Fragenkatalog zurück und modifiziert ihn in Hinblick auf die besondere Stellung dieser Gruppe im Deutschordensland Preußen. Der Autor teilt den Thorner Stadtklerus in zwei Gruppen ein: die Pfarrgeistlichkeit und den niederen Klerus, wobei der Ordensklerus – ausgenommen der Deutsche Orden – bei der Betrachtung ausgeklammert wird. Besonders interessant erscheinen hier die vielseitigen Beziehungen der Kleriker zur Stadt. So beleuchtet Sumowski die Rolle der Kleriker als Bewohner der Stadt, ihr Verhältnis zur städtischen Gerichtsbarkeit und zur politischen Elite in der Stadt, ihre gesellschaftlichen Kontakte, ihre politische Betätigung, hier vor allem die diplomatische und juristische Tätigkeit der Thorner Pfarrer für den Deutschen Orden und nicht zuletzt die *cura animarum*. Abschließend sucht er

nach Hinweisen, inwieweit sich der städtische Klerus in Thorn selbst als Gruppe wahrnahm und weist in diesem Zusammenhang auf die Priesterbruderschaft (Fronleichnam-Bruderschaft) hin.

Kamila Nowak beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit dem Einsatz von Angst und anderen Emotionen in mittelalterlichen Predigten und lenkt den Blick dabei primär auf die eschatologisch begründeten Ängste des mittelalterlichen Menschen (S. 119-138). Sie geht insbesondere auf die Funktion der *Exempla* in mittelalterlichen Predigten und den Einsatz von Angst als persuasives Mittel ein. Die Quellengrundlage bilden hier die Predigten und Exempla von Caesarius von Heisterbach, Jacques de Vitry und Peregrinus von Oppeln. Die Autorin plädiert resümierend für die Erstellung eines interdisziplinären Fragenkatalogs unter Einbeziehung von Methoden aus der Psychologie, Soziologie und Anthropologie, um sich mit der Rolle von Emotionen in Predigten intensiv auseinandersetzen zu können.

Beschlossen wird der Band mit einem Abkürzungsverzeichnis (S. 243-248) und einem Personenregister (S. 249-267). Der Sammelband gibt einen interessanten Einblick in verschiedene aktuelle Forschungsprojekte überwiegend junger polnischer Historiker zur Geschichte der mittelalterlichen Kirche und der geistlichen Eliten in Polen und den benachbarten Regionen. Er bildet, wie in der Einleitung der Herausgeber bemerkt wird, in gewisser Weise auch einen Abschluss der Tätigkeit der Abteilung für Kirchengeschichte am Institut für Geschichte und Archivkunde der Thorner Universität. So kann der Rezensent abschließend den Herausgebern und Autoren der Beiträge einen sehr gelungenen Abschluss dieser Tätigkeit bescheinigen.

Berlin

Remigius Stachowiak

Wojciech Szramowski, Dzieje miasta Sztumu 1416–1772 [Geschichte der Stadt Stuhm]. Toruń: Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika 2011, 338 S., Ill. und Karten. [Zus.fass. Summary]. ISBN 302 978-83-61487-77-7

Die Geschichte der kleinen Städte im Preußenland in der frühen Neuzeit ist nicht gut erforscht, da vielfach auch die Quellen verstreut und zerrissen sind. Stuhm (in der frühen Neuzeit ca. 500-800 Einwohner) macht hier keine Ausnahme, jedoch beschäftigt sich Wojciech Szramowski seit vielen Jahren mit der Stadtgeschichte, sodass er die zentralen Quellen in mühsamer Kleinarbeit aus 15 Archiven zusammengetragen hat. Im Folgenden wird knapp der Inhalt der Studie referiert und dann intensiver das Kapitel zum „religiösen Leben“ behandelt, da Stuhm für die Reformationsgeschichte des Preußenlandes durch die Tätigkeit des Starosten Achatius von Zehmen-Cema (um 1485-1565, in Stuhm bestattet, Grabstein erhalten) Bedeutung besitzt.

Die Studie ist in vier Teile unterteilt, zunächst geht es um die städtische Topographie, wobei auch die sozialen Strukturen nachgezeichnet werden (S. 27-71).

Daran schließt sich die Behandlung der städtischen Verfassung und die politische Situation der Stadt an (S. 72-136); hier liegt der Fokus auf dem Stadtrat und den städtischen Eliten (Familien Sanftleben, Züllich, Mogge, Heydenreich, Heyer, Izbrant). Im Folgenden wird die wirtschaftliche Entwicklung Stuhms nachgezeichnet (S. 137-189), die vor allem im 17. und frühen 18. Jahrhundert wiederholt von Kriegen und Seuchen unterbrochen war. Von erheblicher Bedeutung für die städtische Entwicklung war die Tätigkeit unternehmerischer Patrizier und Bürgermeister, Szramowski hebt besonders Peter Mogge hervor, dem es gelang auch die Stuhmer Starostei zu pachten und der um die Wende zum 18. Jahrhundert den Getreidehandel entwickelte.

Im letzten Teil geht es um das religiöse Leben sowie das Stuhmer Spital- und Bildungswesen (S. 190-248). Stuhm wurde durch die Tätigkeit des Lutheraners Achatius von Zehmen zu einem Zentrum des Protestantismus in der Region; der Starost unterstützte die Stadt auch gegenüber Danzig und ließ die Kirchen in der Stadt und der Starostei mit lutherischen Pastoren besetzen. Zehmen entwickelte die Pfarrschule zu einem lutherischen Zentrum (Lustration von 1565, 1570 Privileg zur Ausübung der evang.-augsburgischen Religion), von der aus insbesondere die Söhne der Stadteliten und des Adels das Danziger Gymnasium besuchten. Infolge der Durchsetzung der Reformation waren die Stadteliten bis 1772 mehrheitlich protestantisch, die Lutheraner bauten aus einem ehemaligen Spital die Heilig-Geist-Kirche zu ihrem Gotteshaus um, später fanden die Gottesdienste im Rathaus statt. Seit 1624 formierte sich die katholische Gemeinschaft in der Stadt neu, die durch Bruderschaften wie die Rosenkranzbruderschaft einen gesellschaftlichen Unterbau erhielt.

Grundsätzlich war auch das Leben im bikonfessionellen Stuhm von religiösen Streitigkeiten, gerichtlichen Auseinandersetzungen und Konflikten gekennzeichnet, jedoch wurden Eskalationen – auch durch den Einsatz von Vermittlern – vermieden. Nebeneinander bestand in der Kleinstadt eine katholische und eine lutherische Schule, im Stadtrat wurde, auch durch Einfluss des Warschauer Assessorialgerichtes, im 18. Jahrhundert eine katholisch-lutherische Parität durchgesetzt. Katholische Visitationen bemängelten die Beteiligung von Katholiken an protestantischen Begräbnissen und Spenden für beide Religionsgemeinschaften (S. 218 f.). Nachweisbar sind auch Patenschaften über die Konfessionsgrenzen hinweg, alles Belege für ein funktionierendes Nebeneinander.

Insgesamt liefert die Studie von Wojciech Szramowski zahlreiche Details aus dem Leben einer Kleinstadt. Positiv zu vermerken ist weiterhin, dass auch deutschsprachige Akten und Literatur herangezogen wurden. Jedoch hätten manche strukturelle Gegebenheiten, etwa die Bikonfessionalität, die intensive Zusammenarbeit mit dem benachbarten Marienburg in der Verteidigung der Rechte der kleinen Städte, die Rolle des Kulmer Bischofs oder der starke Einfluss des benachbarten Adels und der Starosten, detaillierter vorgestellt werden können. Zu korrigieren ist: der Marienburger Bürgermeister hieß Johann Christian Krokisius (nicht Kroksius).

Gießen

Hans-Jürgen Bömelburg

Corpus epistolarum Ioannis Dantisci. Ed. by Jerzy Axer and Anna Skolimowska. **Part II. Amicorum Sermones Mutui. Vol 2.** Ioannes Dantiscus' Correspondence with Cornelis de Schepper. Transcription from manuscript, commentary and annotations by Marijke De Wit and Anna Skolimowska. Warsaw, Cracow 2015. 730 S. **Vol. 3.** Ioannes Dantiscus' Correspondence with Alfonso de Valdés. **Supplement:** Ioannes Dantiscus' Correspondence with Juan de Valdés and Mercurino Arborio di Gattinara. Transcription [...] Anna Skolimowska. Warsaw, Cracow 2013. 442 S. ISBN 978-83-7676-167-1.

Die seit 2004 im Erscheinen begriffene Edition der lateinischen Korrespondenz des Johannes Dantiscus (ZGAE 52/2007, S. 321-323; 55/2011, S. 147-149) macht weiter Fortschritte. In der Serie II der Edition wird die Korrespondenz des Dantiscus mit ausgewählten und bedeutenden humanistischen Briefpartnern europäischer Reichweite ediert. Band 1 enthielt die Korrespondenz mit Sigmund von Herberstein, die anzuzeigenden beiden Bände 2 und 3 bieten die erhaltene Korrespondenz mit Cornelis de Scheppers (Cornelius Scepperus, 1501-1555), Alfonso de Valdés (1500/04-1532; die Herausgeberin verschiebt mit glaubhaften Argumenten das Geburtsdatum von V. von 1490 auf um 1500) und Mercurino Arborio di Gattinara (1465-1530). Diese Briefwechsel ermöglichen tiefe Einblicke in die europäische Handlungs- und Reflexionsperspektive des späteren ermländischen Bischofs und insbesondere in dessen Verbindungen mit der habsburgisch-niederländisch-spanischen Welt des Hofes Karls V.: de Schepper war Gesandter und Diplomat in Diensten Karls V. und Ferdinands I., zugleich ein interessierter humanistischer Geist, der Briefwechsel mit Erasmus von Rotterdam und Philipp Melanchthon unterhielt; Valdés war Sekretär Karls V., ebenfalls ein Humanist, aber ein überzeugter katholischer Staatsmann, und der eine Generation ältere Gattinara war seit 1518 als Großkanzler Karls V. der zentrale Lenker der imperialen Politik.

Die Korrespondenz zwischen de Schepper und Dantiscus umfasst für den Zeitraum 1525-1546 78 von de Schepper geschriebene Briefe und neun Briefe des Dantiscus. Es handelt sich dabei um die erhaltenen Reste einer deutlich umfangreicheren Korrespondenz, die Herausgeber gehen von mindestens 33 unbekanntem bzw. nicht erhaltenen Briefen des Dantiscus und fünf Briefen de Scheppers aus. Die erhaltenen, durchweg lateinisch verfassten und mit ausführlichen Regesten versehenen Briefe ermöglichen einen Einblick in die europäische Diplomatie und humanistische Nachrichtenwerke zwischen Spanien und Ostmitteleuropa: de Schepper ist im Auftrag Karls V. und Ferdinands I. an zahlreichen Orten in West- und Südeuropa tätig (Antwerpen, Valladolid, Barcelona, Saragossa, Luxemburg, Brüssel, Wien) und berichtet an Dantiscus, der seit 1532 im Bistum Kulm und dann im Bistum Ermland residiert, zentrale Ereignisse der europäischen Politik. Dantiscus revanchiert sich in seinen seltener überlieferten Briefen mit Mitteilungen aus Polen-Litauen, dem Preußenland und dem Ostseeraum. Sehr gut erkennbar sind die Kommunikationsschwierigkeiten über mehrere tausend Kilometer: Die Briefe werden über Gesandtschaften, Boten und Kaufleute übersandt, sind monatelang verschollen oder gehen verloren. Die Edition liefert deshalb, neben zahlreichen Details aus der europäischen Außenpolitik und Diplomatie der Epoche,

zahlreiche Bruchstücke zu den Problemen europäischer Kommunikation in einem noch nicht vom Postwesen erfassten Europa.

Dagegen ist die Korrespondenz zwischen Valdés und Dantiscus, 66 Briefe von Valdés, sechs Briefe des Dantiscus im Zeitraum 1526-1532, deutlich persönlicher und humanistischer gehalten: Die beiden Freunde (Dantiscus bezeichnet Valdés als *amicorum fidissimus*) tauschen sich neben politischen Ereignissen über Editionsprojekte und Neuerscheinungen aus; deutlich wird, dass Dantiscus in dieser Lebensphase bis 1532 eng in das höfisch-humanistische Netzwerk am Hofe Karls V. eingebunden ist. Ergänzt wird die Korrespondenz durch die eher kurzen Brieftexte zwischen Gattinara und Dantiscus (sieben Briefe Gattinaras, ein Schreiben des Dantiscus), in denen politische Ereignisse der Jahre 1524-1529 berichtet werden, sowie Reden und Memoranda des Dantiscus an den kaiserlichen Hof. Der Band liefert so zahlreiche Materialien zu einer Geschichte des Hofes von Karl V. und den politischen Bemühungen des polnischen Gesandten Dantiscus, dagegen weniger Material zu einer Verflechtungsgeschichte, da die Briefe des Dantiscus nur selten erhalten sind.

Insgesamt ermöglichen beide Bände, die wie gewohnt sorgfältig ediert und durch ein Personen-, Orts- und Institutionenregister erschlossen sind, zahlreiche Einblicke in die europäische Politik, Diplomatie und Kultur der Jahre 1525-1546. Zahlreiche Briefe wurden bisher nur an entlegener Stelle oder in unzuverlässigen Editionen (*Acta Tomicana*) ediert, andere bisher gar nicht. Die handschriftlichen Vorlagen stammen aus dem Erzbischöflichen Archiv in Olsztyn/Allenstein sowie zahlreichen europäischen Bibliotheken und Archiven; die Texte wurden jeweils neu kollationiert. Die Edition ist nicht abgeschlossen, über ein online-Portal (<http://dantiscus.ibi.uw.edu.pl>) ist ein Zugriff auf die Volltexte und weitere Materialien möglich. Sichtbar wird in beiden Bänden, wie stark für den Zeitraum 1532-1548 auch der Kulmer und ermländische Bischof Dantiscus Teil des höfischen, katholischen und imperialen Netzwerkes um Karl V. war.

Gießen

Hans-Jürgen Bömelburg

Sławomir Kościelak, *Katolicy w protestanckim Gdańsku od drugiej połowy XVI do końca XVIII wieku* [Die Katholiken im protestantischen Danzig von der zweiten Hälfte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts]. Gdańsk: Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego 2012, 504 Seiten, ISBN 978-83-7865-013-3.

Die jüngere polnische Geschichtswissenschaft schien in den zurückliegenden Jahren generell unter einer gewissen Ermüdung auf dem Feld der Reformationsgeschichte zu leiden, was sich erst seit kurzem wieder zu ändern beginnt. Ist die Beschäftigung mit den evangelischen Bekenntnissen dabei in der Regel auf das Interesse weltlicher Historiker angewiesen, wird die Erforschung des Katholizismus – mit allen Vor- und Nachteilen – zu einem nicht unerheblichen Anteil von einer konfessionell gebundenen Kirchengeschichte betrieben. Sławomir Kościelak gehört im Gegensatz hierzu zu den weltlichen Historikern, die sich schon seit län-

gerem intensiv der Geschichte insbesondere des Danziger Katholizismus im Zeitalter der Reformation widmen. Seine Habilitationsschrift zu den „Katholiken im protestantischen Danzig“ in der Frühen Neuzeit ist dabei die erste umfassende Monographie zum Thema überhaupt.

Grob lassen sich die neun Kapitel von Kościelaks Text in drei Hauptabschnitte gliedern. Die ersten drei Kapitel sind tendenziell ereignisgeschichtlich geprägt beziehungsweise schlagen einen diachronen Bogen über den gesamten Betrachtungszeitraum. Sie gehen auf die Etablierung der Reformation in der Stadt bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, eine Situationsbeschreibung des Katholizismus am Ende des 16. Jahrhunderts und schließlich die „Gegenreformation“ bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ein. Demgegenüber nähern sich die folgenden fünf Kapitel, die gewissermaßen als zweiter Hauptteil zusammengefasst werden können, grundsätzlich systematisch dem Thema – von der Rechtsposition der Katholiken in Danzig über die Vermögenssituation der Kirche, über die Organisation des Pfarreinetzes und des Seelsorgewesens bis hin zur Sozialstruktur der Danziger Katholiken. Als inhaltlich eigenen Abschnitt mag man schließlich das neunte Kapitel betrachten, das auf die konfessionelle Koexistenz von Katholiken und Protestanten eingeht.

Kościelak interessiert sich trotz des eher offenen Titels weniger für die „Katholiken“ in Danzig als für die katholische Kirche in der Stadt. In diesem Sinne legt er in erster Linie – auch im zweiten und dritten eher diachron angelegten Kapitel – eine umfassende Institutionengeschichte vor. Viel erfährt man in diesem Zusammenhang über Pfarrbezirke, Kirchenbauten und ihre Ausstattungen, Organisation bischöflicher Visitationen oder auch die personelle, administrative und rechtliche Situation der verbleibenden, wenn auch angefochtenen Klostersgemeinschaften. In diesem Zusammenhang hätte gerade im ersten Hauptteil der Arbeit eine tiefergehende interpretatorische Auswertung etwa der Materialität von Kirchenräumen und von deren liturgischer Ausstattung interessiert. Neben einigen vergleichsweise kursorischen Bemerkungen zur sozialen Position der städtischen Katholiken, die in der Ratsoberschicht kaum noch Vertreter aufwiesen, ist dabei besonders die Schilderung des katholischen Konsistoriums als rechtlicher Instanz bemerkenswert. Der Abschnitt über dessen Weiterwirken auch für die protestantische Bevölkerungsmehrheit, gemischte Ehen usw. gehört zu den äußerst aufschlussreichen Passagen. Hiervon hätte man gerne noch mehr erfahren – im Sinne einer exemplarisch thesenhaften Behandlung des gesamten Untersuchungsgegenstandes.

Auch die folgenden systematischen Kapitel sind vor allem durch eine umfassende und skrupulöse Zusammenstellung des Quellenmaterials und dessen statistische Auswertung geprägt. Dieses Vorgehen ist legitim und an vielen Stellen weiterführend. Etwa gelingt es Kościelak überzeugend, die Schaffung von katholischen „Ersatzeliten“ außerhalb des Rates nachzuzeichnen, durch Vertreter der administrativen Eliten umliegender Ortschaften, in der Stadt verweilenden katholischen Adel, Emigranten oder ausländische Handwerker und Künstler (8. Kapitel). In manchen Fällen stößt aber das breite statistische Vorgehen über einen langen Zeitraum an seine natürlichen Grenzen. So scheint doch beispielsweise die Auswertung der überlieferten Predigttexte durchaus im Sinne einer weitergehenden theologie-

geschichtlichen Beschäftigung ausbaubar (7. Kapitel). Besonders gelungen, wenn auch stellenweise eher knapp und skizzenhaft, ist dagegen im Sinne einer Beschäftigung mit den Danziger „Katholiken“ das 9. Kapitel mit seiner Analyse der zwischenkonfessionellen Beziehungen. Hier nehmen erwartungsgemäß Konflikt und Polemik einen breiten Platz ein. Kościelak verweist aber durchaus auch auf die Notwendigkeiten der Erforschung von engeren Beziehungen und Kooperation im städtischen Alltag. Auch hierzu hätte zumindest der Rezensent gerne noch mehr erfahren.

Insgesamt bietet die Monographie einen breiten Überblick über verschiedene, besonders institutionelle Fragestellungen zum Katholizismus in einer protestantischen Stadt der Frühen Neuzeit. Auf solch einen breiteren Kontext verweisen dann auch die komparativen Schlussüberlegungen, in denen der Autor skizzenhaft Danzig mit Osnabrück und Augsburg einerseits und Thorn andererseits kontrastiert. So richtig und wichtig gerade im Zusammenhang mit der polnischen Geschichte solch eine vergleichende Perspektive ist, muss sie doch im vorliegenden Fall recht unbefriedigend bleiben. Hier soll nur kurz darauf verwiesen werden, dass Kościelak zu Augsburg weniger Etienne François' klassische sozial- und kulturgeschichtlich geprägte Studie als insbesondere die Dissertation von Wolfgang Wallenta zugrunde legt, die ihrerseits gerade für die ungenügende Berücksichtigung einer methodisch-systematischen Perspektive kritisiert worden ist. Wurde Wallenta vorgeworfen, er habe gerade die Implikationen der von ihm doch in den Mittelpunkt gestellten Konfessionalisierungsthese gerade nicht adäquat erfasst, so wäre solch ein Vorwurf bei Kościelak ungerecht. Schließlich interessiert er sich für solche makrohistorische Modellbildung gar nicht. Zumindest wird der Wille, seine wichtigen und differenzierten Teilergebnisse in eine deutlich formulierte übergeordnete These einzuordnen, ja eine synthetische Narration zu liefern, nicht ganz klar erkennbar. Auswirkungen auf seinen eigenen analytischen Ansatz hat dies allerdings dann, wenn etwa im ersten Kapitel die Ergebnisse der tendenziell deutschnationalen „Geschichte der Stadt Danzig“ von Paul Simson unhinterfragt als faktografisches Material aufgenommen werden. Trotz dieser Einschränkungen hat Kościelak eine wichtige Grundlagenstudie vorgelegt, die für eine weitere Beschäftigung mit dem frühneuzeitlichen Danzig unentbehrlich sein wird.

Gießen

Kolja Lichy

Jan Wiśniewski, Uposażenie kościołów, duchowieństwa i służby kościelnej w diecezji pomezkańskiej (XVI-XVIII w.) [Die Ausstattung der Kirchen, des Klerus und der Kirchendiener in der Diözese Pomesanien (16.-18. Jahrhundert)]. Olsztyn: Wydział Teologii Uniwersytetu Warmińsko-Mazurskiego w Olsztynie 2013, 446 S. (Biblioteka Wydziału Teologii Uniwersytetu Warmińsko-Mazurskiego w Olsztynie, 78). ISBN 978-83-928653-6-0.

Der Autor, Professor an der Ermländisch-Masurischen Universität in Olsztyn (Allenstein), stand bei der Bearbeitung seines Themas vor einer Reihe von Heraus-

forderungen, vor allem im Zusammenhang mit der Analyse der Kaufkraft des Geldes auf dem untersuchten Territorium in der Neuzeit. Denn eine Präsentation der Einkünfte der katholischen Pfarreien, des Klerus und anderer kirchlicher Mitarbeiter hat nur dann einen Sinn, wenn wir den realen Wert der erworbenen Güter in Geldform oder in Naturalien kennen. Der Wert des Geldes, der Arbeit und ihrer Produkte unterlag ja, wie heute auch, ständigen Veränderungen. Entscheidenden Einfluss auf die materielle Kondition der Kirchen, Priester und kirchlichen Mitarbeiter hatten im Falle des Offizialats Pomesanien im 16.-18. Jahrhundert die vielen Kriege, der damit verbundene häufige Durchmarsch von Militärtruppen und die ihnen auferlegten Kontributionen, häufige Überschwemmungen sowie die in diesem Gebiet besonders verwickelten Beziehungen zwischen den Konfessionen. Wie überall kam noch ein äußerer, vom Menschen unabhängiger Faktor hinzu: von atmosphärischen Faktoren bedingte Zeiten guter und schlechter Ernten. Die Erfassung und Beschreibung all dieser Elemente ist außerordentlich schwierig.

Das Buch besteht aus vier Kapiteln. Das erste präsentiert die Geschichte des besprochenen Gebietes, und diesbezüglich gibt es die meisten Einwände, von denen später die Rede sein wird. Die übrigen drei Kapitel gliederte der Autor in Teile, die den Einkünften der Kirchen, des Klerus und der Kirchendiener gewidmet sind. Bei der Besprechung der Kirchenkasse (*fabrica ecclesiae*) im ersten Kapitel werden die Ausstattung der einzelnen Kirchen, die Erscheinungsformen der Sorge um den materiellen Zustand der Gotteshäuser und anderen kirchlichen Gebäude, die für die Überwachung der Pfarrfinanzen verantwortlichen Personen (*vitrici – provisoires*) sowie die Art und Weise, wie die Kassen- und Inventarbücher geführt wurden, präsentiert. Das zweite Kapitel analysiert die Einkünfte der Pfarrer, der Vikare oder *comendarü* und der Prediger sowie die Höhe der Gebühren für die von diesen Personen geleisteten Seelsorgedienste. In einem besonderen Paragraphen befasst sich der Autor auch mit der Schilderung des Lebens und der Bräuche des Pfarrklerus, was mit dem Thema des Buches überhaupt nicht im Zusammenhang steht. Das dritte Kapitel beginnt mit einem recht unglücklich als „Allgemeine Bemerkungen über die Kirchendiener“ betitelten Paragraphen. Im weiteren Verlauf des Kapitels bespricht der Autor detailliert die Einkünfte des Organisten, des Lehrers, des Kantors (der Musiker), des Küsters, des Totengräbers und Glöckners und des Gärtners. Eine solche Einteilung ist aber im Falle vieler Pfarreien unangebracht, weil diese Funktionen in der Regel miteinander verbunden waren. Dies betont der Autor übrigens selbst: „Sehr oft, besonders in kleinen Pfarreien, waren zwei oder sogar drei Funktionen in einer Person miteinander vereint. So war es im Falle des Organisten und des Lehrers, des Lehrers und des Kantors, des Glöckners und des Küsters, des Küsters und des Kalkanten“ (S. 346). Am Schluss des Buches befindet sich ein Quellenanhang mit neun Dokumenten, die unter anderem im Pelpliner Diözesanarchiv gefunden wurden.

Der grundlegende Einwand, der gegen die Publikation erhoben werden muss, betrifft ihren Titel. Im 16.-18. Jahrhundert gab es gar keine Diözese Pomesanien mehr. Sie wurde 1525 säkularisiert und niemals wieder ins Leben gerufen. Keine das Diözesanetz der katholischen Kirche in Polen-Litauen in der Neuzeit prä-

sentierende historische Karte berücksichtigt eine Diözese Pomesanien. Der Leser, der sich in den kirchlichen Verhältnissen in Königlich-Preußen nicht so gut auskennt, wird in die Irre geführt. Die im Jahre 1525 säkularisierte Diözese Pomesanien zerfiel in zwei Teile. Der größere Teil ihres Territoriums gehörte zum protestantischen Herzogtum Preußen. Der kleinere Teil gehörte zu Königlich-Preußen, wurde also Teil des polnisch-litauischen Doppelreiches. Aus diesen fünf Dekanaten wurde das Offizialat Pomesanien gebildet, das den Bischöfen von Kulm unterstand und der Diözese Kulm angeschlossen wurde. Deshalb wurden die Kulmer Bischöfe in der Titulatur, die sich änderte, als *episcopus Culmensis et Pomesaniensis* bezeichnet. Es ist wahr, dass bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in den offiziellen kirchlichen Dokumenten die Bezeichnung „Diözese Pomesanien“ verwendet wurde, womit jedoch das Offizialat Pomesanien gemeint war. Aber an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wurde zur Bezeichnung dieses Gebietes immer öfter der Begriff „Diözese Marienburg“ verwendet. Folgte man der Logik des Autors, der annimmt, diese Namen würden rechtliche Tatsachen schaffen, dann müsste man auch anerkennen, dass es in der Vergangenheit eine Diözese Marienburg gab, was offensichtlich absurd ist. Der in der Vergangenheit zur Bezeichnung des Offizialats Pomesanien verwendete Begriff „Diözese Pomesanien“ besitzt ausschließlich eine moralische Qualität, keine juristische. Das bedeutet, dass die Kirche sich mit der Übernahme des größeren Teils dieser Diözese durch Andersgläubige im Jahre 1525, der Zerstörung ihrer Strukturen und dem Schwund des katholischen Lebens in diesem Gebiet nicht abfand. Man darf auch nicht vergessen, dass das Offizialat Pomesanien ins Leben gerufen wurde, um die zerstörten Strukturen der nicht mehr existierenden Diözese zu ersetzen. Es gibt in der katholischen Kirche keine Praxis, dass ein Offizialat gleichzeitig eine Diözese ist oder eine Diözese ein Offizialat. Die Territorialoffizialate waren immer, wie hier im Falle des Offizialats Pomesanien, Bestandteile einer Diözese und bildeten niemals selbst Diözesen. Zusammenfassend: in der Neuzeit gab es keine „Diözese Pomesanien“.

Nicht korrekt ist auch die Analyse der pomesanischen Offiziale. Der Autor schreibt: „Daher bestand keine Notwendigkeit einer Neueinsetzung dieses Amtes, da es fast ununterbrochen funktionierte; es genügte, seine Aufgaben auf dem Gebiet des polnischen Teils der Diözese Pomesanien zu präzisieren“ (S. 13). Er setzt also die Institution der pomesanischen Offiziale in der Zeit des Mittelalters mit derjenigen in der Neuzeit gleich (S. 11-13). Dabei beruft er sich auf das Buch von Andrzej Radziwiński über die Kirche im Deutschordensstaat in Preußen (vgl. die Rezension in diesem Band S. 104-107). Aber diese Publikation besagt genau das Gegenteil. Bis 1525 existierte in der Diözese Pomesanien nur ein Generaloffizialat, und es gab nie ein Gerichtsoffizialat, d. h. kein Bezirksoffizialat (S. 69 f.). Dagegen war das gegen Ende des 16. Jahrhunderts ins Leben gerufene Offizialat Pomesanien eben ein Bezirksoffizialat. In dieser Zeit gab es schließlich ein Generaloffizialat für die gesamte Kulmer Diözese in Kulm. Deshalb ist die Behauptung des Autors falsch, dass „der neue Offizial das in der Zeit der Säkularisation verlassene Amt besetzte und die Aufgaben seiner Vorgänger aus vorreformatorischer Zeit weiterführte“ (S. 12). Das ist ein weiteres Argument dafür, dass es in der Neuzeit keine „Diözese Pomesanien“ gab.

Im ersten Kapitel des Buches findet man die Bezeichnung „der polnische Teil der Diözese Pomesanien“ in Anführungszeichen (S. 9). Die Verwendung von Anführungszeichen kann suggerieren, dass dies ein aus Quellentexten übernommener oder der Fachliteratur entlehnter Terminus technicus ist. Es muss jedoch ausdrücklich betont werden, dass dies eine vom Autor eingeführte Bezeichnung ist, die keinerlei Grundlage im Quellenmaterial besitzt, nicht einmal in den bisher veröffentlichten Publikationen. Es bleibt unklar, aus welchen Gründen Wiśniewski im weiteren Verlauf der Arbeit dann wieder auf die Anführungszeichen verzichtet.

Sehr begrenzt ist die Quellengrundlage, auf die sich der Autor stützt. Er beruft sich fast ausschließlich auf handschriftliche Dokumente, die im Pelpliner Diözesanarchiv aufbewahrt werden. Seine Recherchen berücksichtigen nicht die im Staatsarchiv Gdańsk (Danzig), im Archiv der Diözese Elbląg (Elbing) und im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin vorhandenen riesigen Bestände. Die historischen Pfarrarchive in Lubieszewo (Ladekopp) und Sztum (Stuhm), auf die sich der Autor beruft, wurden schon vor längerer Zeit vom Elbinger Diözesanarchiv übernommen. Die korrekte Signatur des Libellus „Schulwesen im Palatinat Marienburg 1800-1824“ im Archiv der Erzdiözese Ermland in Olsztyn (Allenstein) lautet AB JS 92a (statt SJ 92).

Was die Quellentexte betrifft, so muss erwähnt werden, dass Wiśniewski die Testamente der auf dem Territorium des Offizialats Pomesanien verstorbenen Priester nicht berücksichtigt hat. Viele davon sind im Pelpliner Diözesanarchiv und im Archiv der Erzdiözese Ermland erhalten. Diese Testamente belegen ganz vorzüglich den materiellen Status des lokalen Klerus und dürfen daher nicht übergangen werden.

Schade, dass die eventuellen Unterschiede im materiellen Status der Pfarreien unter königlichem und unter privatem Patronat, die Ausstattung der in den Pfarreien des Offizialats Pomesanien beschäftigten Ordensgeistlichen sowie die finanziellen Verpflichtungen der Andersgläubigen gegenüber den katholischen Pfarreien in diesem Gebiet nicht in gesonderten Paragraphen präsentiert wurden. Diese Fragen entschieden in beträchtlichem Maße über die sozio-religiöse Spezifik des Marienburger Werders und des Weichsellandes und hätten daher eine ausführlichere Behandlung verdient.

Das Buch besitzt kein Namens- und kein Ortsverzeichnis und auch keine fremdsprachige Zusammenfassung. Für eine wissenschaftliche Publikation ist das ein ernster Nachteil. Außerdem ermüdet den Leser die offenkundig übermäßige Verwendung der Kursivschrift und vielen Einklammerungen.

Es muss betont werden, dass der Autor die Pelpliner Archivalien sehr eingehend erkundet und ausgewertet hat. Ihnen entnahm er viele wertvolle Informationen über das materielle Niveau der katholischen Pfarreien im Offizialat Pomesanien. Daher ist anzuerkennen, dass dieses Buch, trotz zahlreicher wesentlicher sachlicher Vorbehalte, unser Wissen über die Vergangenheit dieses Teils des Königlichen Preußens bereichert.

Elbląg/Warszawa

Wojciech Zawadzki

Aus dem Polnischen übersetzt von Herbert Ulrich (Lublin)

„Wird heute nach einer Landes-Heil- und Pflegeanstalt in Sachsen überführt.“ Die Ermordung ostpreußischer Patienten in der nationalsozialistischen Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein im Jahre 1941. Hrsg. von Boris Böhm. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2015, 172 S. (Zeitfenster – Beiträge der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Zeitgeschichte, 9). ISBN 978-3-86583-976-3.

„Beim Thema NS-„Euthanasie“ vermischt sich diese Kollektivgeschichte erschreckend real mit meiner Familiengeschichte.“ Dieses Bekenntnis von Birte Laura Winkler in ihrem die Publikation einleitenden Porträt ihrer Urgroßmutter, die aus Ostpreußen nach Pirna-Sonnenstein deportiert und dort ermordet wurde, steht beispielhaft für einen großen Teil der Aufarbeitung der NS-„Euthanasie“ nach 1945. Sie fand sehr oft aus einer persönlichen Betroffenheit von Angehörigen, Ärzten, Familienforschern und Amateurhistorikern statt. Dieser Band ist nun auch das Ergebnis einer Professionalisierung von Forschung zur NS-„Euthanasie“, die oft mit der Einrichtung von Gedenkstätten einherging. Wie Boris Böhm in seiner Einführung hervorhebt, soll die Mordaktion, der 623 Ostpreußen zum Opfer fielen, nicht als ein singuläres Ereignis erfasst, sondern in die deutsche und ostpreußische Sozial- und Gesellschaftsgeschichte eingeordnet werden.

Boris Böhm, Hagen Markwardt und Ulrich Rottleb zeichnen demzufolge kenntnisreich und unter Nutzung zahlreicher auch abgelegener Quellen die Geschichte der ostpreußischen Heil- und Pflegeanstalten bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges nach. Dabei werden nicht nur die Entwicklungslinien der großen Anstalten wie etwa Tapiau, sondern auch kleinerer Einrichtungen geschildert. Sie führen die im Vergleich mit anderen Teilen Deutschlands verspätete Einrichtung einer psychiatrischen Versorgungsstruktur auf die durch die überwiegend agrarische Struktur der ostpreußischen Wirtschaft gegebenen Möglichkeiten der Betreuung innerhalb der Familien zurück.

Ulrich Rottleb und Birte Laura Winkler schildern den Beginn der Krankensterben 1939 und die Ermordung ostpreußischer Patienten im Frühjahr 1940 durch ein Sonderkommando in Soldau. Damit weichen sie die etwas enge Eingrenzung des Titels des Bandes auf und weiten den Blick sowohl chronologisch wie auch geographisch. Sie folgen aber im Wesentlichen der neueren wie auch älteren Forschungsliteratur zum Thema und verweisen auf den Beginn der Benutzung von Giftgas im Warthegau. Mit Hilfe eines Gaswagens wurde dieses auch zur Ermordung von etwa 1.500 Patienten in einem Lager im ostpreußischen Soldau verwendet. Etwas unverständlich bleibt hier, warum die bahnbrechende Arbeit von Michael Alberti¹ nicht rezipiert wurde. Dies kann angesichts der Menge der verarbeiteten Literatur aber als marginaler Mangel betrachtet werden. Nicht so aber der Umgang mit Materialien der Justizbehörden, die im Zuge des Düsseldorfer Verfahrens gegen den Höheren SS- und Polizeiführer im Warthegau, Wilhelm Koppe, entstanden. Dass der Argumentation der Anklageschrift des Staatsanwaltes einfach so gefolgt wird, ohne die besonderen Entstehungsbedingungen, die ver-

¹ MICHAEL ALBERTI, Die Verfolgung und Vernichtung der Juden im Reichsgau Wartheland. Wiesbaden 2006.

folgten Ziele (nämlich eben explizit nicht geschichtswissenschaftliche Forschung zu leisten) und die beschränkte Aussagekraft dieser Quellenform zu thematisieren, ist ein Versäumnis, das eigentlich seit dem wegweisenden, von Jürgen Finger u.a. herausgegebenen Sammelband nicht mehr vorkommen sollte.² Dieses Manko wird aber mehr als ausgeglichen durch eine fundierte Analyse der Gruppenstruktur der Opfer und durch zwei Biographien von Opfern der Mordaktion in Soldau.

Boris Böhm und Birte Laura Winkler zeigen, dass die Anstalt in Kortau als Sammelanstalt für Transporte nach Sachsen im Sommer 1941 diene. Etwa 4.000 Patienten sind dabei auf die sächsischen Anstalten Großschweidnitz, Arnsdorf und Zschadraß, aber auch auf solche in Brandenburg verteilt worden. Böhm schildert die Entwicklung der für die Ermordung vorgesehenen Anstalt Pirna-Sonnenstein, in der auch Direkttransporte aus Ostpreußen ankamen, und analysiert die Tatbeteiligung unterschiedlicher Ärzte sowie die Logistik der Transporte, die schon im Vorfeld der Morde zu zahlreichen Todesfällen unter den Patienten unter anderem durch die Überbelegung von Anstalten geführt hatte. Hier machen sich die Vorarbeiten, die im Rahmen eines Projektes zur Erfassung aller in Sachsen ermordeter Patienten geleistet worden sind, außerordentlich positiv bemerkbar: So kann Böhm den genauen Todestag für die nach Pirna gebrachten ostpreußischen Patienten nennen.

Birte Winkler beschreibt in biographischen Skizzen, die auf den im Bundesarchiv Berlin archivierten Krankenakten basieren, die Lebenswege von Opfern der Morde in Pirna-Sonnenstein. Es ist eine emotional nur schwer zu ertragende Lektüre, wenn durch die dichte und empathische Beschreibung die oft schwierigen und verwickelten Lebensgeschichten dieser Menschen erkennbar werden.

Böhm, Christoph Hanzig und Ulrich Rottlieb schildern den Fortgang der Morde nach der Einstellung der Aktion T4 im August 1941. In Zschadraß, Arnsdorf und Großschweidnitz wurden ostpreußische Patienten durch Medikamente, Hunger und Mangelversorgung ermordet, wobei die Beweisführung oft schwierig ist. Dennoch beeindruckt, welche Detailstufe durch das hermeneutisch genaue Studium der überlieferten Krankenakten erreichbar ist. Auch hier schließen sich Biografien von Patienten dem Analyseteil des Beitrages ein.

Im abschließenden Beitrag zum Umgang mit den Krankenmorden bis in die Gegenwart unterziehen Böhm und Hagen Markwardt die Erinnerung an die Krankenmorde einer kritischen Analyse. Sie konstatieren ein „idealisiertes Ostpreußenbild für die Zeit vor 1944/45“ (S. 156) und behaupten einen „fast vollständigen Bruch der über 90-jährigen psychiatrischen Tradition“ (S. 157). Damit zeigen sie zwei Komponenten auf, die neben der fehlenden Zugänglichkeit von Quellen als Ursachen für die inadäquate Erinnerungskultur nach 1945 ins Spiel kamen. Bemerkenswert ist die von den Autoren rekonstruierte Diskurspraxis in verschiedenen Ausgaben der Heimatvertriebenen-Publikation „Wir Ostpreußen“, in der noch 1950 behauptet wurde, die Patienten seien von ihrem Leiden erlöst worden

² Vom Recht zur Geschichte. Akten aus NS-Prozessen als Quellen zur Zeitgeschichte. Hrsg. von JÜRGEN FINGER, SVEN KELLER und ANDREAS WIRSCHING. Göttingen 2009.

(S. 159). Ob es von Seiten sowjetischer bzw. russischer Historiker eine Aufarbeitung der Krankenmorde auf dem Gebiet der Oblast' Königsberg gab, bleibt leider unerwähnt. Die Autoren kommen zum Schluss, dass die ostpreußischen Opfer der Krankenmorde nicht mehr vergessen seien, und können als Beleg eine eindrucksvolle Liste an Publikationen und Gedenkformen an unterschiedlichen Orten anführen.

Ein Orts-, Literatur- und Abbildungsverzeichnis beschließen den Band, dessen Autoren des Bandes eine eindrucksvolle Kompilation gelungen ist, die in sich stimmig ist und z.B. Wiederholungen weitestgehend vermeidet. Der Anspruch, die Ereignisse in Ostpreußen und in Pirna in die deutsche Sozial- und Gesellschaftsgeschichte einzuordnen, kann nicht immer als gelungen bezeichnet werden. Dies ist jedoch ein Manko nicht nur dieses Bandes, sondern nahezu aller mittlerweile erschienenen Detailstudien zu Regionen oder Anstalten, die von den NS-Krankenmorden betroffen waren. Das ist aber angesichts des ansonsten exzellent analysierten Quellenmaterials unerheblich. Besonders hervorzuheben ist die lückenlose Integration von Opferbiografien in den Band. Damit wurde ein Niveau integrierter Geschichtsschreibung erreicht, an dem sich zukünftige Publikationen werden messen lassen müssen. Wünschenswert wäre ein Überblick über die Quellenlage gewesen und damit auch eine Aussage über die Perspektiven der Forschung zu diesem Gebiet.

Berlin

Robert Parzer

Heinrich Otten, Die Malerin Ursula Koschinsky. Leben und Werk einer Königsbergerin. Berlin: dk-galerie-verlag, 2014, 144 S., 180 Abb. ISBN 978-3-9816444-0-1.

Das Buch erschien anlässlich des 90. Geburtstags von Ursula Koschinsky, der Malerin, Mosaikschöpferin und Glasmalerin. Heinrich Otten schuf nicht nur eine Vision ihres erfüllten künstlerischen Lebens, sondern zeichnete auch ein Bild des in die Tragödien des 20. Jahrhunderts verwickelten Lebens der Königsbergerin. Koschinsky gehört zu den Künstlerinnen, für die Ostpreußen 1945 zur verlorenen Heimat wurde. Sie erlebte die Flucht mit 22 Jahren. Ihre künstlerischen Ideen setzte sie schon bald nach dem Krieg in Randegg im historischen Hegau um, wo sich ihre Eltern ansiedelten, danach während des Studiums an der Landeskunstschule in Hamburg und später als anerkannte Autorin von zahlreichen Werken. Was bedeutete also in ihrem Fall, eine Königsbergerin zu sein, wie der Verfasser sie im Untertitel seines Werks ausdrücklich bezeichnet? Er beantwortet diese Frage im Kapitel über den Lebensweg der Malerin. Er stellt die Atmosphäre der Stadt dar, in der die Künstlerin ihre wichtigsten Entwicklungsjahre verbrachte, die Stadt mit ihrem *genius loci*, Sommermonate, die an der Samlandküste verbracht wurden – es ist die Welt, die Ursula Koschinsky prägte. Bei der Beschreibung des Klimas im Haus der Familie wird die wichtige Rolle der Religion im kultivierten bürgerlichen Umfeld betont. Der Katholizismus bestimmte die Lebensentschei-

dungen der Familienmitglieder. Während der Zeit des Nationalsozialismus fand die Familie Koschinsky ihren Platz im katholischen Gemeindeleben. Die dramatische Flucht über die Ostsee wurde zur bitteren Erfahrung der jungen Ursula ebenso wie vieler Bewohner der Provinz. All dies formte die Persönlichkeit der jungen Frau. „Die erste Hälfte der 1940er Jahre waren prägende Zeiten, die in hohem Maße von zwingenden äußeren Faktoren bestimmt waren. Die feindliche Umgebung des Nationalsozialismus, die Zerstörung des Hausstandes und die ungewisse Flucht verbanden sich im Falle von Ursula Koschinsky mit den in Kindheit und Jugend positiv angelegten Faktoren wie christlicher Glaube, kirchliche Einbindung, familiäre Sicherheit oder maritime Naturverbundenheit zu einer Persönlichkeit, die nach dem Gültigen sucht und die angepasstes und pragmatisches Vorgehen meidet“ (S. 13).

Für den polnischen Leser ist die Darstellung der unterschiedlichen Einstellungen der verschiedenen Gesellschaftsgruppen zum totalitären System von besonderem Interesse. Es ist ein Bild, das sehr weit entfernt ist von dem in Polen immer noch herrschenden Überzeugung von der totalen Akzeptanz des Nationalsozialismus durch die Deutschen. Dieses Kapitel lässt auch die Wahl des künstlerischen Wegs von Ursula Koschinsky verstehen. Die Ausführungen über ihre Kunstsprache stellen überzeugend ihre gute Werkstatt heraus. Ihr Oeuvre zeigt, dass sie nicht nur als Sakralkünstlerin bezeichnet werden kann. Otten charakterisiert ihre Werke, die in Form des psychologischen Porträts geschaffen oder die von Picasso inspiriert wurden. Er stellt auch sehr genau ihre freien Kompositionen vor und beweist damit, dass die Künstlerin die vorherrschenden Richtungen und Tendenzen der zeitgenössischen Kunst sehr gut kannte. Nach dem Studium nahm sie als freiberufliche Künstlerin vornehmlich kirchliche Aufträge an, aber zu ihren Kunden gehörten auch ostpreußische Katholiken, darunter ermländische Flüchtlinge. Daher finden sich in ihren Werken Motive, die den Ermländern vertraut waren: die Jakobikirche in Allenstein, die Katharinenkirche in Braunsberg, die Johannis-kirche in Wormditt und der Dom in Frauenburg.

Die im Buch besprochenen Werke zeigen, dass die Künstlerin verschiedene Maltechniken beherrschte - Mosaik, Wandmalerei, Glaskunst. Der Autor erörtert ihre wichtigsten Werke, unter anderem die Ausmalung der Don-Bosco Kapelle in Helle bei Balve, den Symbol-Kreuzweg von Allendorf, die 24 Quadratmeter große Fensterwand des Ermlandhauses in Münster und den Tabernakel mit Mosaiksteinen aus Glas- und Bernsteinstücken von der Ostseeküste in der dortigen Andreas-Kapelle sowie das Dorotheen-Mosaik in der Kollegskirche in Königstein im Taunus.

Otten legt eine ausführliche formale und ikonografische Analyse der Werke Ursula Koschinskys vor. Sie ist für den Leser gut verständlich, weil er ihre Kunstsprache schon im zweiten Kapitel behandelt hatte. Der Autor zeigt mustergültig die Inspirationsquellen auf – es ist die Kunst der Avantgarde, die der Sprache der zeitgenössischen Sakralkunst angeglichen wurde. Otten erwähnt hier u.a. den Kubismus und den Expressionismus. Er vermeidet Generalisierungen der Inspirationsquellen – jedes Zyklusfragment wird vielmehr individuell analysiert, wie z.B. bei der Darstellung der Ausmalung der Don-Bosco-Kapelle in Helle, wo er nach

der detaillierten Analyse bei dem letzten Bild des Kreuzwegs eine Annäherung an die abstrakte Kunst feststellt. Es wird hier auch ein offensichtlicher Bezug zur frühchristlichen Kunst betont, mit der die Künstlerin 1956 während einer Reise nach Ravenna vertraut wurde. Diese Tradition kommt in ihren Werken durch Pathos, in der Zusammenstellung der menschlichen Figuren und in ihrer Mosaiktechnik zum Ausdruck. Ein polnischer Kunsthistoriker würde ihre Werke mit der Tätigkeit des polnischen Künstlers Jerzy Nowosielski vergleichen. Er wurde in demselben Jahr wie Koschinsky geboren und begründete in der Zeit des Sozialistischen Realismus die zeitgenössische polnische Sakralkunst, die mit der Tradition der Liturgie der Ostkirchen verbunden war.

Das Buch von Otten dokumentiert das Leben und die Tätigkeit von Ursula Koschinsky in beeindruckender Weise. Es erinnert auch an die Orte und an die dramatischen Erlebnisse, die ihr Leben prägten. So wie bei der ostpreußischen Graphikerin Gertrud Lerbs-Bernecker tauchen auch in ihren Werken immer wieder die Motive von Flucht und Vertreibung auf. Bei Ursula Koschinsky bekamen sie außer der persönlichen Dimension auch einen universellen Charakter in Hinsicht auf Leid und Tod, aber auch durch die Hoffnung, die auf dem Glauben an Gott gründet. Die reich illustrierte Publikation (180 größtenteils farbige Abbildungen) vermittelt ein lebendiges Bild einer begabten Künstlerin, die außerhalb der modernen Medienwelt ihren eigenen künstlerischen Weg gegangen ist.

Olsztyn/Allenstein

Ewa Gładkowska

Rainer Bendel, Hochschule und Priesterseminar Königstein. Ein Beitrag zur Vertriebenenseelsorge der katholischen Kirche. Köln-Weimar-Wien: Böhlau 2014, 1025 S., 60 s/w-Abb., Kt. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, 46). ISBN 978-3-412-21083-0.

„Königstein“ ist für viele katholische Vertriebene in der alten Bundesrepublik ein „Markenzeichen“ (S. 19) gewesen, so Paul Mai, in seinem Vorwort. Und dies nicht nur, weil die „Königsteiner Rufe“ in den Schriftenständen zahlreicher Kirchen auslagen und zu Spitzenzeiten eine Auflage von 100.000 Exemplaren (1953) erreichten (vgl. S. 733). „Königstein“ stand auch für ein Gymnasium, die St.-Albert-Schule, mit Konvikt, wo tausenden Jungen aus Vertriebenenfamilien eine höhere Bildung vermittelt wurde, die sie in den oft fernab vom nächsten Gymnasium liegenden Aufnahmeorten nie erlangt hätten. „Königstein“ stand im kollektiven Gedächtnis der katholischen Vertriebenen ebenso für eine Philosophisch-Theologische Hochschule und für ein Priesterseminar, die zum einen für den Fall der Rückkehr in die Heimat wie zum anderen für den Einsatz in der Diaspora und – was ab Beginn der 1950er Jahre zunehmend erschwert wurde – für die DDR den Nachwuchs an Geistlichen sichern sollten. „Königstein“ stand überdies für die Ostpriesterhilfe des als „Speckpater“ in die kirchliche Zeitgeschichte eingegangenen Prämonstratenserpaters Werenfried van Straaten sowie für die Kongresse „Kirche in Not“, die sich der Situation der Katholiken jenseits des Eisernen Vorhangs annahmen. Diese durchaus nicht vollständige Aufzählung macht nicht nur die Bandbreite des „Unternehmens Königstein“ deutlich, sie weist auch auf die

Vielzahl der dortigen Einrichtungen hin, die selbst für Insider der katholischen Vertriebenenseelsorge nur schwer zu durchschauen ist. Damit ist eines der zentralen Probleme angesprochen, vor dem der Verfasser Rainer Bendel bei der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte von Königstein stand, „die immense Tragweite und Komplexität des Themas“ (S. 41) angemessen zu berücksichtigen.

Bendel kann aus einem reichen Fundus an Publikationen zum Thema ebenso schöpfen wie aus den inzwischen bei der Kommission für Zeitgeschichte in Bonn gelagerten, wenn auch offenbar durch früher geringe Wertschätzung dezimierten, so doch äußerst umfangreichen Königsteiner Aktenbeständen. Zudem hat er 16 weitere Archive konsultiert, die zum Teil Parallelüberlieferungen boten, wie etwa die Bistumsarchive in Köln und Limburg. Damit ist nur annähernd umrissen, durch welch gewaltigen Materialberg sich Bendel gekämpft hat, was allein schon Bewunderung abnötigt. Außerdem war es sein Anliegen, Königstein nicht für sich stehen zu lassen, sondern in den größeren Kontext einer Geschichte der Vertriebenenseelsorge nach 1945 einzuordnen, weil „alle zentralen politischen und sozialen Fragen, die die Vertriebenen betrafen, [...] in Gremien und auf Veranstaltungen in Königstein beraten“ (S. 43) wurden. Außerdem erhebt der Band den Anspruch, Vorgängereinrichtungen in der Priesterausbildung mit in den Blick zu nehmen, wobei der Fokus eindeutig bei der Priesterausbildung in Prag liegt, während etwa Braunsberg oder Breslau nur am Rande (vgl. etwa S. 61) thematisiert werden.

Was den Aufbau des Buches angeht, hat Bendel statt eines durchgehend chronologischen Zugriffs zunächst die Vertriebenenbischöfe, dann die – von ihm Promotoren genannten – Führungspersönlichkeiten Königsteins behandelt, um über Etappen der Entwicklung, ein chronologisch aufgebautes Kapitel, hin zu Priester- und Schulausbildung und letztlich zu den seelsorglichen Initiativen zu gelangen. Natürlich stellt sich die Frage, ob die Fülle des Materials und der behandelten Aspekte nicht im Sinne der Schaffung eines in Seitenumfang und Gewicht gefälligeren und eher zum Lesen einladenden Bandes konzentrierter hätte aufbereitet werden können. Der Verfasser selbst macht aber in seiner Einleitung deutlich, dass sein Buch „in erster Linie als Dokumentation der vielfältigen Aktivitäten [...], die von Königstein ausgingen und dort ihren Sitz hatten“ (S. 41), zu verstehen sei. Den Auftrag zu dokumentieren, nimmt Bendel sehr ernst, wenn er seine Quellen sehr intensiv, manchmal vielleicht zu ausgiebig zum Sprechen bringt und seine eigene Position als Historiker dadurch bisweilen stark zurücknimmt. So wird die Konfliktlinie zwischen den drei Gründungsgestalten Königsteins, dem Limburger Diözesanpriester Prälat Albert Büttner, dem Bischof von Ermland und ersten Vertriebenenbischof Maximilian Kaller und dem Prager Kirchenrechtler und Rektor des dortigen deutschen Theologenkonvikts Prof. Dr. Adolf Kindermann im ersten Teil des Buches sowohl in den personengeschichtlichen Kapiteln (Abschnitte II und III) als auch in der chronologischen Darstellung (Abschnitt IV) mehrfach herausgearbeitet, wobei der Verf. zu Beginn auch selbst darauf hinweist, es könnten „Wiederholungen nicht ganz vermieden werden“ (S. 43).

Besonderes Augenmerk legt Bendel auf die Erläuterung der Konzepte dieser Protagonisten sowie auf deren theologische Grundhaltungen. Hier konstatierte Divergenzen können allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Haupt-

problematischer in der Konstellation der drei „Gründerväter“ lag: „Spannungen mit sehr eigenwilligen, auch verletzbaren Menschen waren vorprogrammiert“ (S. 125), formuliert es Bendel dezent. Obwohl durch die Ausbootung Büttners und den Tod Kallers bereits Mitte 1947 Kindermann der unangefochtene Hauptverantwortliche geworden war, sieht der Verf. in dem Fehlen von Reibflächen ebenso wie in den weiterhin vielfach ungeklärten Zuständigkeiten den Ursprung für ein zunehmend selbstherrliches und durch Unfähigkeit zur Selbstkritik und -reflexion bestimmtes Handeln Kindermanns.

Eher marginal blieb angesichts der Bedeutung von Bischof Maximilian Kaller für die Gründung Königsteins der Anteil von Ermländern am Lehrkörper der Hochschule. Neben dem Kirchenhistoriker Gerhard Matern, der am zehnten Todestag Kallers 1957 eine Gedenkrede hielt, sind hier lediglich Lehraufträge von Hans Schmauch und Kunibert Schroeter zu verzeichnen, dazu eine Lehrstuhlvertretung Bernhard Poschmanns. Wenn auch der zweifelsohne äußerst interessanten Genese der Berufungen auf die Königsteiner Professuren wie auch deren wissenschaftlichen Meriten nicht das Hauptaugenmerk Bendels gilt, wird doch deutlich, dass Kindermann maßgeblich Einfluss nahm und – neben einigen Schlesiern – primär sudetendeutsche Landsleute als Professoren an die Hochschule zog. Offensichtlich mangels Quellen knapp und rudimentär fallen auch die Ausführungen zu dem in Königstein beheimateten Nordostdeutschen Priesterwerk unter ermländischer Führung aus (vgl. S. 620).

Bendel führt zu Recht als symptomatisch für die sich mit dem Weggang Erich Kleineidams nach Erfurt 1952 verstärkende Tendenz zur Aufgabe der Präsenz von Ermländern und Schlesiern in Königstein den allmählichen Auszug der historischen Vereine für die Kirchengeschichte der ehemaligen deutschen Ostgebiete an. Das ursprünglich landsmannschaftlich übergreifend geplante Institut für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte etwa hatte sich seit Beginn der 1960er Jahre von Königstein wegorientiert (vgl. S. 491), der Historische Verein für Ermland konzentrierte sich mit Errichtung des Ermlandhauses zur selben Zeit in Münster.

Die Gründe für die zunehmende Distanzierung katholischer Vertriebeneninstitutionen von dem „Markenzeichen Königstein“ lagen – und das zieht sich als roter Faden durch den Band – vornehmlich in der autoritären Führung durch den nachmaligen Weihbischof Adolf Kindermann und seine Epigonen. Bendel macht bei ihnen trotz schier unbändigen Engagements für den Auf- und Ausbau von Königstein schon früh eine Mischung von Resignation und Überschätzung der Bedeutung der Einrichtung sowohl im innerkirchlichen als auch im politisch-gesellschaftlichen Leben der jungen Bundesrepublik aus. Diese Ghettobildung habe dann, so Bendels immer wieder explizit oder auch nur implizit herausgestellte These, dazu geführt, dass der Blick für die sich wandelnde gesellschaftliche Realität zusehends verloren gegangen sei. Inwieweit der unaufhaltsame Abstieg von Königstein aber auch als Spiegelbild der veränderten Rolle der Vertriebenen in der bundesdeutschen Öffentlichkeit seit den 1960er Jahren angesehen werden kann, wäre ergänzend zu hinterfragen. Patriarchalische Strukturen jedenfalls hat es – zeitbedingt – auch in zahllosen anderen kirchlichen Einrichtungen und darüber hinaus gegeben, wo sie nicht zwangsläufig in eine Selbstmarginalisierung und –

zerstörung geführt haben wie im vorliegenden Fall. „Woran es mangelte, waren rechtzeitig beherzte Überlegungen zu künftigen Aufgaben“ (S. 374), stellt Bendel dann auch einen noch einleuchtenderen Grund für die lange Agonie der Königsteiner Einrichtungen heraus, die schon vor Schließung der Hochschule Anfang 1978 einsetzte und bis zur anlässlich des 50-jährigen Bestehens im November 1996 eingeleiteten Liquidation andauerte. Auch aus den Quellen heraus ist wohl schwer zu beurteilen, inwieweit dafür mangelndes konzeptionelles Denken der zumeist geistlichen Verantwortlichen, unklare Verantwortungsstrukturen, Ablehnung oder Desinteresse des Belegenheitsbistums Limburg bzw. der Deutschen Bischofskonferenz oder aber auch die primär landsmannschaftlichen, also auf Schlesien, das Ermland usw., statt auf den „deutschen Osten“ hin ausgerichteten Interessen der (Apostolischen bzw. Kanonischen) Visitatoren für die Vertreibungsgebiete ausschlaggebend waren. Zu der sich aufdrängenden Frage, weshalb neue pastorale Initiativen im Gefolge des Zusammenbruchs der kommunistischen Staaten Ostmitteleuropas, etwa das neu geschaffene Hilfswerk *Renovabis*, die „Marke Königstein“ nicht zu nutzen wünschten, vermag Bendel dann auch nur Vermutungen anzustellen.

Insgesamt liefert der opulente Band, der sinnvollerweise durch ein Personenregister erschlossen wird, aber durchaus viel mehr, als der nüchterne Titel erwarten lässt. Er erweist sich als reiche Fundgrube und überdies als Pflichtlektüre für alle, die sich künftig mit der Geschichte der katholischen Vertriebenen beschäftigen werden.

Zusätzlich an Strahlkraft gewonnen hätte das Buch, wenn man neben den Fotos der Schulleiter des Gymnasiums (S. 533-536) ebenso Bilder der Professorenschaft aufgenommen hätte. Insbesondere den auf nahezu jeder Seite des opulenten Bandes direkt oder indirekt präsenten „Übervater“ Adolf Kindermann hätte der interessierte Leser sicherlich gern in der einen oder anderen Situation seiner Leitungstätigkeit visualisiert bekommen. Das Verzeichnis der Königsteiner Hochschullehrer (vgl. S. 443-446) erweist sich als hilfreich zum Nachschlagen, hätte seinen Platz aber vielleicht günstiger in der angehängten „Dokumentation“ gefunden, zumal sich dort (S. 962-977) ohnehin bereits eine ebenso aufschlussreiche Aufstellung der Fächer und Dozenten findet. Ein Verzeichnis aller aus der Hochschule hervorgegangenen Priesterberufungen – etwa auf einer CD-Rom – hätte zudem den prosopographischen Wert des Bandes und den Wiedererkennungswert für die Alt-Königsteiner steigern können. Zugleich wäre dadurch vielleicht die aus den Akten zweifellos hervorgehende Perspektive der Führungsstrukturen – einschließlich der nicht zu verleugnenden Schwächen des Führungspersonals in administrativer Hinsicht – ein wenig relativiert worden. Das eher *en passant* eingebaute Interview mit einem prominenten Königsteiner Absolventen, dem bekannten Münchner Moraltheologen Johannes Gründel (im Register übrigens nicht erwähnt) deutet jedenfalls in eine solche Richtung, wenn vom „Zusammenhalt der ersten Generation [der Theologiestudenten], die sich dankbar an ihre ersten Lehrkräfte erinnert“ (S. 762), die Rede ist. Dies bestätigt auch der Tenor des Geleitworts des emeritierten Limburger Weihbischofs und früheren Vertriebenenbischofs Gerhard

Pieschl, der aus eigenem Erleben als Alt-Königsteiner dort nicht ohne Selbstbewusstsein, aber zugleich voller Bescheidenheit „Spuren des Heils für Deutschland und die katholische Kirche und weit darüber hinaus entdecken“ (S. 18) möchte.

Vechta

Michael Hirschfeld

Milenium pod szczególną kontrolą. Źródła do uroczystości w diecezji warmińskiej. Wstęp i opracowanie Andrzej Kopiczko [Das Millennium unter besonderer Kontrolle. Quellen zu den Feierlichkeiten in der Diözese Ermland. Bearb. und mit einer Einleitung versehen von Andrzej Kopiczko]. Olsztyn: Instytut Historii i Stosunków Międzynarodowych 2013, 234 S., 19 Fotos. ISBN 978-83-935593-9-8.

Im Jahr 966 soll der polnische Herrscher Mieszko I. nebst seinem Gefolge nach dem römisch-lateinischen Ritus getauft worden sein. In der polnischen Erinnerungskultur gilt dieses Datum als der Anbeginn der polnischen Geschichte bzw. als der Zeitpunkt, an dem die zuvor heidnischen Polen zu einem gleichberechtigten Mitglied des christlich geprägten westeuropäischen Kulturkreises avanciert sind. Das Jahr 1966 wurde in Polen deshalb in doppelter Hinsicht als ein Jubiläumsjahr betrachtet: Zum einen feierte die katholische Kirche die tausendjährige Präsenz des römisch-lateinischen Christentums auf polnischem Boden, zum anderen die kommunistische Staatsführung das tausendjährige Bestehen der polnischen Staatlichkeit. Während der Vorbereitungen zu diesem Jubiläum entwickelte sich eine Art Wettstreit zwischen beiden Seiten um die Deutungshoheit über dieses symbolische Datum.

Einen der Kulminationspunkte dieses Konfliktes stellte der berühmte Hirtenbrief dar, den die polnischen Bischöfe 1965 an die deutschen Bischöfe sandten („Wir vergeben und bitten um Vergebung“), da der polnische Staat als Reaktion auf diesen Brief die „heftigste gegen die Kirche gerichtete Propagandakampagne in der Geschichte der Volksrepublik Polen“ einleitete.¹ Der Hirtenbrief wurde staatlicherseits darüber hinaus zum Vorwand dafür genommen, die Kirche zum einen in aller Öffentlichkeit unmittelbar anzugreifen und zum anderen die kirchlichen Feierlichkeiten zum Jubiläumsjahr 1966 nach Möglichkeit zu stören und zu sabotieren. Eine der öffentlichkeitswirksamsten Arten der Sabotage stellte ein Ereignis in Liksajny (Nickelshagen, Kr. Osterode) dar. Am 20. Juni 1966 entführte die Volksmiliz die Kopie des Bildes der Schwarzen Madonna von Tschenschostochau, die sich auf einer Wallfahrt durch alle polnischen Gemeinden befand.

Der Machtkampf, der während der Jahre 1956 bis 1966 zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem kommunistischen System stattfand, wurde, zumindest was seine gesamt-polnische Dimension angeht, von der polnischen Historiographie bereits vor Jahren ausführlich erforscht. Es liegen nicht nur mehrere

¹ BARTŁOMIEJ NOSZCZAK, „Sacrum“ czy „profanum“? – Spór o istotę obchodów milenium polskiego (1949-1966) [„Sacrum“ oder „profanum“? Der Streit um den Charakter der Feierlichkeiten zur Tausendjahrfeier (1949-1966)]. Warszawa 2002, S. 182.

Monographien² sondern auch zwei umfangreiche Quelleneditionen³ zum Millennium vor. Eine Quellenedition zu den Millenniumsfeierlichkeiten in der Diözese Ermland fehlte bisher. Mit dem vorliegenden Werk schließt der Autor insofern eine Forschungslücke, als die Eskalation des Streites zwischen Kirche und Staat gerade im Ermland stattfand.

Bereits ein erster Blick auf die Einleitung lässt erkennen, dass der Autor sich aufs Gründlichste mit seinem Thema auseinandergesetzt hat und diejenigen Ereignisse, die er als bedeutsam erachtete, nicht nur auf den Tag, sondern sogar auf die Stunde genau recherchiert hat. Den Hauptteil des Buches stellt der zweite Teil mit den 57 Quellen aus staatlichen und kirchlichen Archiven dar. Zu den aus der Sicht des Rezensenten eindrucklichsten Quellen gehören Abschriften der Operationspläne und der dienstlichen Meldungen des Sicherheitsdienstes bzw. der Volksmiliz (Nr. 13, S. 60-64; Nr. 14, S. 65-78; Nr. 42, S. 155-161; Nr. 44, S. 164-175 und Nr. 45, S. 175-183). Die überaus sorgfältig vorbereiteten und bis ins kleinste Detail ausgearbeiteten Operationen zeigen nämlich, mit welcher Entschlossenheit und Unnachgiebigkeit der kommunistische Staat gegen die katholische Kirche damals vorgegangen ist.

Die schiere Anzahl der Fußnoten und insbesondere die stets ins Auge stechende Akkuratessse, mit der selbst unwichtig scheinende Personen und Ereignisse im Fußnotenapparat behandelt werden, belegen die Gründlichkeit des Autors, die allerdings an manchen Stellen übertrieben wirkt (z.B. ein längeres Biogramm des „Primas des Jahrtausends“ Stefan Wyszyński). Ernsthaft zu kritisieren ist das Fehlen eines Namens- oder Ortsregisters, vor allem aber einer Inhaltsübersicht. Selbstverständlich sind die Quellen chronologisch geordnet, doch ist dem Leser die Möglichkeit erschwert, die ihn interessierenden Sachverhalte sofort aufzufinden.

Von allen runden Jahrestagen, die 2006 in Polen begangen wurden, habe die Erinnerung an das Jubiläumsjahr 1966 das „vergleichsweise geringste“ öffentliche Interesse hervorgerufen, und dies ungeachtet der Tatsache, dass an den damaligen Feierlichkeiten „Millionen Menschen“ teilgenommen hätten – so zumindest das Institut für Nationales Gedenken.⁴ Während die Monographie von Noszczak aus dem Jahr 2002 umfassend über die Vorgänge des Jahres 1966 einschließlich der Vorgeschichte informiert, veranschaulicht der vorliegende Quellenband von Andrzej Kopiczko die Millenniumsfeiern in der Diözese Ermland unter den rigiden Kontrollmethoden von Partei und Regierung.

Gießen

Hubert Leschnik

² Außer dem in Anm. 1 genannten Werk gehören zu den Standardwerken: *Millennium polskie. Walka o rząd dusz* [Das polnische Millennium. Der Kampf um die Herrschaft über die Seelen]. Hrsg. von CYPRIAN WILANOWSKI. Warszawa: PAX 2002 sowie *Milenium czy Tysiąclecie* [Millennium oder Tausendjahrfeier]. Hrsg. von von BARTŁOMIEJ NOSZCZAK. Warszawa 2006 (Albumausgabe des Instituts für Nationales Gedenken).

³ „Te Deum“ Narodu Polskiego. Obchody Tysiąclecia Chrztu Polski w świetle dokumentów kościelnych [„Te Deum“ der Polnischen Nation. Die Tausendjahrfeier der Taufe Polens im Lichte kirchlicher Dokumente]. Hrsg. von PETER RAJNA. Olsztyn 1991. Obchody milenijne 1966 roku w świetle dokumentów Ministerstwa Spraw Wewnętrznych [Die Millenniumsfeierlichkeiten von 1966 im Lichte der Dokumente des Innenministeriums]. Hrsg. von WANDA CHUDZIK. Warszawa 1998.

⁴ IPN wydał album o milenium. In: BIULETYN INSTYTUTU PAMIĘCI NARODOWEJ Nr. 1-2 (72-73), styczeń-luty 2007, S. 140. http://ipn.gov.pl/_data/assets/pdf_file/0008/48887/1-8535.pdf abgerufen am 01.10.2015.

Anzeigen

Cura animarum. Seelsorge im Deutschordensland Preußen. Hrsg. von Stefan Samerski. Köln: Böhlau 2013, 249 S., Ill., Kt. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, 45). ISBN 978-3-412-21027-4.

Der Sammelband einer Danziger Tagung vereint 13 sehr informative Beiträge deutscher und polnischer Autoren verschiedener Disziplinen zu ganz unterschiedlichen Themen der Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte des Deutschordenslandes Preußen (vgl. die Auswahlbibliographie in ZGAE 58, 2014, S. 135), die auch viele Aspekte der *cura animarum* beleuchten. Das Vorwort des Herausgebers verzichtet leider auf eine genauere Analyse der Seelsorge als „innovative Begrifflichkeit“, sie wird lediglich „als Ergebnis der Eigenidentität der beteiligten Institutionen“ (S. 9) im Deutschordensland benannt. Redaktionell fällt der lässige Umgang mit polnischen Titeln auf, die nicht, wie in den anderen Beiträgen, übersetzt, zum Teil verstümmelt (Anm. 13) wiedergegeben werden. Eine Kuriosität: Marca Löwenera (S. 59) ist der angesehene Historiker Marc Löwener, bibliographische Angaben seiner Publikation fehlen in Anm. 5. Die Schreibweise der Orts- und Personennamen wird dem Ermessen der Autoren überlassen.

Hamburg

Hans-Jürgen Karp

Mikołaj Kopernik i jego czasy [Nicolaus Copernicus und seine Zeit]. Hrsg. von Agnieszka Markuszewska. Einführung: Teresa Borawska. Toruń: Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika 2013, 489 S., Ill. ISBN: 978-83-231-2935-6.

Teresa Borawska przy współdziale Henryka Rietza, Mikołaj Kopernik i jego świat. Środowisko – Przyjaciele – Echa wielkiego odkrycia [Nicolaus Copernicus und seine Welt. Umwelt – Freunde – Nachklänge seiner großen Entdeckung]. Toruń: Towarzystwo Naukowe w Toruniu 2014, 520 S., 72 Ill. ISBN 978-83-61487-77-7.

Zur Vorbereitung auf das Copernicus-Jubiläum im Jahre 1973 erschienen in der neu errichteten Serie Biblioteczka Kopernikańska [Kleine Copernicus-Bibliothek] seit 1968 13 populärwissenschaftliche Abhandlungen zu Leben und Werk des ermländischen Domherrn und Astronomen. Aus Anlass seines 540. Geburtstags brachte der Thorner Universitätsverlag in einer neuen, ansprechenden editorischen Form eine Auswahl von acht Arbeiten (s. die Übersicht unten S. 140) mit einer den Forschungsstand skizzierenden Einleitung von Teresa Borawska heraus.

Ein Jahr später konnte die Thorner Historikerin, die durch zahlreiche Abhandlungen über den ermländischen Domherrn hervorgetreten ist, einen Band mit 15 ausgewählten Beiträgen (Übersicht unten S. 141 f.) vorlegen, die vor allem seinem Umfeld gewidmet sind, dem Frauenburger Domkapitel, einem der wichtigsten Zentren des geistigen Lebens im Ermland und in ganz Preußen. Die

bereits früher erschienenen Artikel wurden zum Teil überarbeitet und erweitert, mit bisher unbekanntem Fakten ergänzt. In die Sammlung wurden außerdem neue oder nur in nichtpolnischen Sprachen gedruckte Beiträge nunmehr in polnischer Version aufgenommen. Die 20 Titel, die dem neuen Band zugrunde liegen und also teilweise nicht mehr dem neuesten Forschungsstand entsprechen, sind in einem bibliographischen Verzeichnis zusammengestellt. Henryk Rietz, Mitverfasser einiger Artikel, steuert im Anhang einen umfangreichen, kritischen Kommentar zu den Fragen bei, die sich mit der Entdeckung des angeblichen Copernicusgrabes im Frauenburger Dom verbinden. Ein 34 Seiten umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis sowie das von Ireneusz Czarciński zusammengestellte Personenregister machen den Band zu einem wissenschaftlichen Standardwerk über die geistige Welt des ermländischen Domherrn und Schöpfers des heliozentrischen Weltbildes.

Hamburg

Hans-Jürgen Karp

Ewelina Anna Sokołowska, Organizacje społeczne i kościelne na Warmii w latach 1848-1914. [Die gesellschaftlichen und kirchlichen Organisationen im Ermland in den Jahren 1848-1914]. Szczytno: Wyższa Szkoła Policji w Szczytnie 2014, VII, 379 S. [Summary]. ISBN 978-83-7462-453-4.

Die an der Ermländisch-Masurischen Universität in Olsztyn/Allenstein unter Leitung von Andrzej Kopiczko entstandene verdienstvolle Dissertation, die auf der Auswertung von Archivquellen, Forschungsliteratur und Presseartikeln deutscher und polnischer Provenienz beruht, bietet in drei Großkapiteln eine Beschreibung der Geschichte und Tätigkeitsformen aller religiösen, Berufs- und Standesvereine, die in den vier Kreisen des ehemaligen Hochstifts Ermland zwischen 1848 und 1914 bestanden haben. Sie stellt damit ein komplementäres Element zu der systematischen Darstellung des ermländischen Vereinswesens durch Robert Traba in den einschlägigen Kapiteln seiner Analyse des politischen Katholizismus dar, die jetzt auch in deutscher Sprache vorliegt.¹

Hamburg

Hans-Jürgen Karp

Ksiądz Karol Fox – Kapłan trudnych czasów [Karl Fox – Priester in schwerer Zeit]. Hrsg. von der Pfarrei Stare Juchy/Alt Jucha. Stare Juchy 2013, 138 S., Abb. ISBN 978-83-64026-02-7.

Karl Fox (1878-1953), geboren in Bischofsburg, Kaplan in Groß Kleeberg und Wartenburg, Pfarrer in Willenberg (1912), seit 1920 Dekan in Lyck, gehört zu den Priestern, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in der Diözese Ermland geblieben sind. Er war seit 1946 bis zu seinem Tod Pfarrer in Alt Jucha, Kr. Lyck.

¹ Der politische Katholizismus im Ermland. Eine Studie zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte 1871-1914 (ZGAE Beiheft 21). Münster 2016.

Dem Andenken des Priesters, der im Laufe von 50 Jahren in zwei Staaten und unter vier politischen Systemen, während zweier Kriege, unter zwei einander feindlich gesinnten Nationalitäten und Anhängern verschiedener Konfessionen wirkte, war 2013 eine wissenschaftliche Konferenz gewidmet. Der kleine Band enthält Beiträge über masurischen Volksglauben, über den Aufbau der katholischen Kirchenstrukturen in Masuren, über die Katholiken in Lyck von der Reformation bis 1945, die katholische Pfarrei Alt Jucha und die Maßnahmen der kommunistischen Behörden gegenüber den katholischen Geistlichen bis 1956; der sechste Beitrag beschreibt das siebenjährige Wirken des angesehenen Pfarrers auf der Grundlage von Internetquellen und Erinnerungen älterer Pfarrangehöriger; so entsteht ein Bild der physischen Erscheinung, des Charakters und des Auftretens eines Priesters mit außergewöhnlichem Charisma. Hervorgehoben wird seine Kenntnis der polnischen Sprache und seine Liebe zu den Polen. Das feierliche Begräbnis leitete der damalige Administrator der Diözese Ermland Wojciech (Adalbert) Zink. Das Grabdenkmal (Abb. im Ermländischen Hauskalender 1958, S. 220) stiftete die Familie der Haushälterin des Pfarrers Irene Kaczorowski.

Hamburg

Hans-Jürgen Karp

Michał Olszewski, Rafał Żytyniec, Elk. Spacerownik po mieście niezwykłym [Lyck. Spaziergänge durch eine ungewöhnliche Stadt]. Elk: Muzeum Historyczne w Elku 2012, 232 S., 119 farb. u. s.-w. Abb. ISBN 978-83-63838-00-3.

Lyck, die „Hauptstadt Masurens“, ist seit 1992 Sitz der aus den östlichen Dekanaten der Diözese Ermland und einem kleinen Teil der Diözese Łomża neu errichteten Diözese. Für ihren unkonventionellen Stadtführer haben die Autoren neben klassischen Archivalien und wissenschaftlichen Veröffentlichungen (die Bibliographie umfasst sechs Seiten) vor allem literarische Werke von aus Lyck stammenden Schriftstellern wie Siegfried Lenz und Klaus Skibowski herangezogen und mit zahlreichen bisher unveröffentlichten Fotos illustriert. Sie führen auf fünf Routen durch die Stadt. Auf der ersten liegt die katholische Pfarrkirche Herz Jesu, deren erster Pfarrer Józef Kącki nach dem Krieg aus Krakau nach Lyck kam. Beim zweiten Rundgang werden die Kirche St. Adalbert, die heutige Kathedrale, und die gut erhaltenen Reste des katholischen Friedhofs der Vorkriegszeit besucht. Der dritte Spazierweg führt an der Seepromenade entlang, der vierte folgt den Spuren der Lycker Schriftsteller. Viel Platz wird der Geschichte der Stadt in der Zeit des Nationalsozialismus und des Stalinismus auf dem fünften Rundgang eingeräumt. Der sechste nimmt mit Berichten von Journalisten und ehemaligen Bewohnern die Perspektive von außen ein. – Zur Ergänzung der Informationen des oben angezeigten Tagungsbandes sind unbedingt die ausführlichen Ausführungen über Karl Fox heranzuziehen (Route 2, S. 100-105). Der Dekan von Lyck erhielt mit Schreiben vom 30. August 1944 von Bischof Kaller die Anweisung, er dürfe seinen Platz erst dann verlassen, wenn er die moralische Gewissheit habe, dass eine seelsorgliche Tätigkeit in der Pfarrei nicht mehr möglich ist (S. 105).

Hamburg

Hans-Jürgen Karp